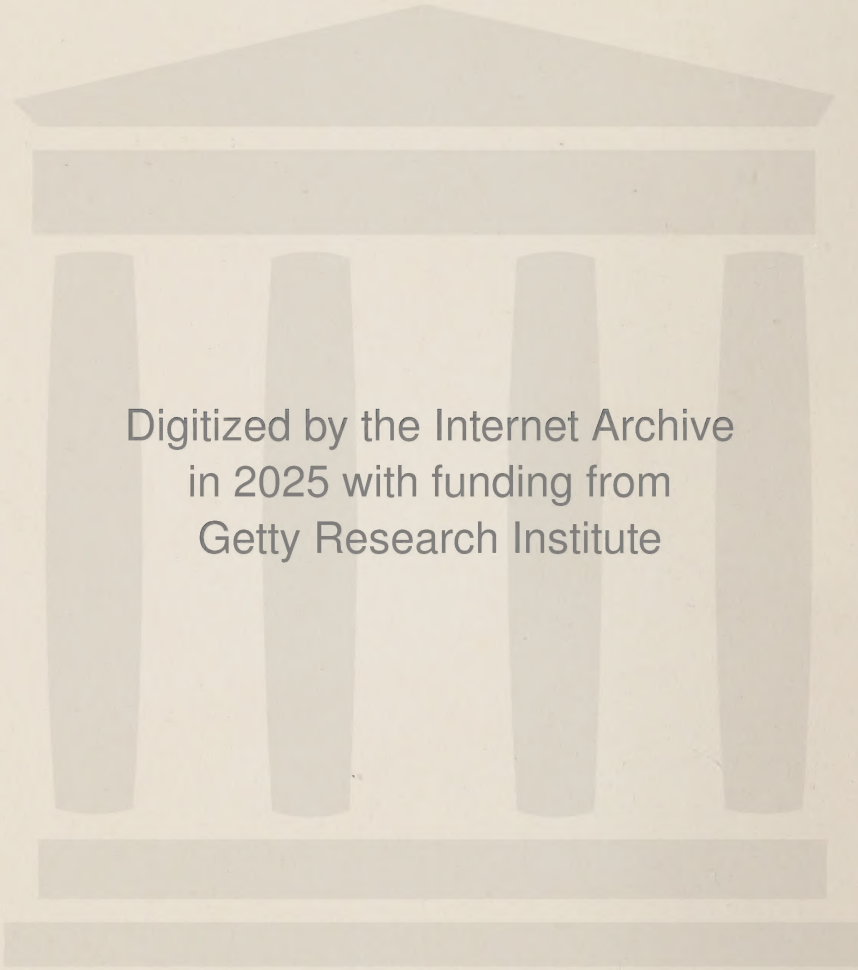

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/diepassagiereder02ande

Ke 15

MARTIN ANDERSEN NEXÖ:
DIE PASSAGIERE DER LEEREN PLÄTZE

DEM KÄMPFENDEN RUSSISCHEN VOLKE

Autor und Illustrator haben ihre Honorare der
„Künstlerhilfe für die Hungernden in Rußland"
zur Verfügung gestellt.

MARTIN ANDERSEN NEXÖ

DIE PASSAGIERE DER LEEREN PLÄTZE

EIN BUCH
IN 14 ERZÄHLUNGEN
UND EINEM VORSPIEL

MIT 12 ZEICHNUNGEN VON
GEORGE GROSZ

DER MALIK-VERLAG / BERLIN

ALLEINVERTRIEB FÜR DIE SCHWEIZ: UNIONSBUCHHANDLUNG, ZÜRICH

Aus dem Dänischen übersetzt

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch einzelner Erzählungen und Illustrationen ohne Einverständnis des Verlages verboten.
Copyright November 1921 by DER MALIK-VERLAG / Berlin-Halensee.

INHALT

Seite

Vorspiel 7
Löhnungstag 11
Brot 14
Eine Hinrichtung 18
Der Idiot 22
Die Passagiere der leeren Plätze 27
Die Fee der Freiheit 31
Die Mauern 37
„Pan a Ocho" 43
Der Gott des leeren Zeremoniells 49
Die Raben 53
Eine Begegnung 57
Die Stunde der Ablösung 64
Der Wolf und die Schafe 67
Gottes Sohn und des Teufels Lieblingskind 71

ZEICHNUNGEN, Seiten 10, 13, 21, 24, 36, 39, 42, 61, 64, 65, 70 75.

VORSPIEL

Wird unser Zeitalter deshalb das Zeitalter des Eisens genannt, weil die meisten von uns mit einer Fessel am Beine auf die Welt kommen? Ich gehörte selbst zu den unschuldig Verstoßenen, die, sobald sie kriechen können, den Reihen der Sklaven des Lebens angekoppelt werden, deren verfluchtes Los es ist, einigen wenigen Auserwählten die Erde zu einem behaglichen Aufenthaltsort zu machen. Hier und da koppelte man einen von uns ab und führte ihn der Ewigkeit zu — billig und ohne Zeremonien; die Reihe schloß sich wieder automatisch. Und wir anderen krochen weiter, niedergebeugt bis zum Boden; während unsere verhungerten Seelen die Luft mit Geschrei erfüllten. Wie Heerscharen umherirrender Vögel kreisten sie dort oben, ruhelos nach einer geschirmten Brutstätte suchend. So zahlreich waren sie, daß sie den Himmel verdunkelten und ihren Schatten selbst über der Erde lichteste Stätten warfen.

Eines Tages wurde auch ich als krank und unbrauchbar abgekoppelt — man ließ mich auf freiem Felde zurück zum Sterben. Ein Arzt meldete sich nicht, obgleich ich so gern noch ein wenig leben wollte; aber ein Pfarrer umkreiste mich in bedenklicher Nähe. Er wartete darauf, daß ich den Geist aufgebe, damit er den Segen über mich verlesen könnte. Zu seiner Entschuldigung muß gesagt werden, daß er vom Staate zu diesem Handwerk abgerichtet war.

Seine Beute entschlüpfte ihm indessen; eine gutherzige Frau las mich auf und brachte mich zu einem Arzt. „Tuberkulose!" sagte er. — „Und im übrigen verbraucht, ausgezehrt, von Geburt an unterernährt. Wie lange haben Sie gearbeitet?"

„Zwanzig Jahre lang."

„Und wie alt sind Sie?"

„Vierundzwanzig."

„Dann haben Sie ja im Grunde auch ausgedient."

„Ist gar keine Hilfe mehr möglich?" fragte die warmherzige Frau.

„Ein Winter im Süden könnte ihn vielleicht retten. Sonst aber krepiert er."

Das Wort „krepieren" gab mir einen Stich — eigentlich ganz sinnlos. Warum sich an Worte hängen, wenn der Sinn doch der gleiche ist? Und darüber konnte man nicht im Zweifel sein. Es existiert in der Gesellschaft kein Organ, an das sich ein unschuldig zu Tode Verurteilter hinwenden und um Gnade flehen könnte. Verbrauchter und mißhandelter Pferde nimmt die Polizei sich an, ein mißbrauchter und vor der Zeit heruntergewirtschafteter Arbeiter hat nur den Himmel. Ich hatte mich ohne viel Federlesens damit abgefunden, meine hohlen Lungen mit ewiger Seligkeit anzufüllen.

Eines Tages aber stand ich dennoch mit einer gewaltigen Summe Geldes — mehreren hundert Kronen — da, im Begriff, nach Italien zu reisen; die unglaublich gutmütige Frau hatte sie herbeigeschafft. Es ist nicht zu beschreiben, wie mir zumute

war; dem Tode war ich entronnen, und was noch schlimmer ist als der Tod — der Knechtschaft auch! Wie ein Sperling, der durch einen wunderbaren Zufall den Krallen der Katze entschlüpft ist, flatterte ich von dannen, halbtot, doch mit froher, warmer Seele.

Ich mußte mich einige Tage in Kopenhagen aufhalten, um das Notwendigste zu regeln, und wohnte in einer Dachkammer draußen auf Nöreebro. Neben mir hauste ein kleines, vertrocknetes Mütterchen, die von Gott weiß was lebte; Anverwandte und Freunde hatte sie nicht, auch war sie zu alt und abgearbeitet, um irgend einer Beschäftigung nachgehen zu können. Sie teilte sich niemandem mit und galt für geistesschwach. Ich mußte mir indessen Luft machen, und ob es nun meine überströmende Freude war, die sie für mich einnahm, oder ob meine bevorstehende Reise in die rätselhafte Ferne irgend etwas in ihr wachrief, sie taute auf und erzählte von ihrem einsamen Dasein, ihrem Geschick.

Sie war als junges Mädchen irgendwo von Jütland herüber in die Hauptstadt gekommen, dünn und armselig gekleidet, aber mit warmem Blut und vielem Mut — eine von den unzählig Vielen, die vom Leben ein Geringes mehr verlangen als die graue, nackte Existenz. Dann hatte sie mit einem Manne ihres Standes, einem Arbeiter, Freundschaft geschlossen; auch er wollte über das gewöhnliche hinaus. Und mit diesem gemeinsamen Sehnen als Mitgift heirateten sie und bekamen Kinder; war das eine kaum der Mutterbrust entwöhnt, so war das nächste an der Reihe. So verging die Zeit, am Tage mit der Sorge für die Schar, in der Nacht, wenn alles schlief, mit der Instandsetzung ihrer Kleidung, damit sie am nächsten Morgen sauber war. Und darüber hinaus war niemals Zeit genug, sich mit irgend etwas anderem zu beschäftigen. Da fingen sie an, hinzusterben, einige in frühem Alter, andere erst, nachdem sie erwachsen waren und man etwas Hilfe von ihnen erwartete. Der Mann war bei der Arbeit einmal zu Schaden gekommen und kränkelte eine Reihe von Jahren; und als sie nun so lange sich miteinander abgemüht hatten, daß sie an die Silberhochzeit denken konnten, starb er. Nun endlich war Zeit genug, die Hände einen Augenblick in den Schoß zu legen und nachzudenken, und da entdeckte Madam Jensen, daß sie eine alte, einsame Frau geworden war, und begann, sich nach ihrer Jugendheimat zu sehnen. Sie fing an, für die Reise zu sparen, es gelang ihr jedoch nie, genügend Geld zusammen zu bekommen. Jedes Mal, wenn sie glaubte, nun hätte sie die Summe, kam die Hausmiete oder irgend etwas anderes und verschlang es wieder. Zweimal war das Heimweh so wuchtig in ihr geworden, daß es sie zum Bahnhof trieb; das eine Mal wurde sie von der Kontrolle vor Abgang des Zuges abgehalten, das zweite Mal kam sie bis nach Korsör, ehe sie aufgegriffen und zurückgebracht wurde. „Damals war ich wahrhaftig nahe daran, verurteilt und gestraft zu werden — obgleich man keiner Seele den Platz wegnahm," sagte die alte Frau; sie zitterte noch immer bei dem Gedanken.

Dann hatte sie es aufgegeben. „Nun hat man nur noch einen Wunsch — bald seinen müden Kopf dorthin legen zu dürfen, wo keine Wagen darüber rollen. Aber schön wäre es dennoch gewesen, wenn der Kadaver übers Wasser gebracht und auf dem Kirchhof in der Heimat begraben würde. Glaubst du, daß es fürchterlich viel kosten würde?" Sie sah sich in ihrem armseligen Loch um, als wollte sie prüfen, ob die paar Stücken die Kosten decken könnten. Daheim an der Kirchhofsmauer war

eine hochgelegene Ecke, mit Aussicht über den Dorfteich, wo sie als Hirtenmädchen umhergesprungen war — dort wollte sie gern begraben sein.

Die Begegnung mit der alten Frau öffneten meine Augen für etwas, in dem ich gelebt, unter dem ich viel gelitten, ohne mir dessen jedoch bewußt gewesen zu sein — des Daseins blutiger Ungerechtigkeit. Es war nun einmal so, weil es nicht anders sein konnte; und wenn es nicht zu ändern war, warum sollte man darüber nachsinnen? Ohne diesen Fatalismus hielten die Armen des Lebens es nicht aus; entweder müßten sie Selbstmord begehen oder alles in Stücke schlagen. Jetzt aber kam etwas Neues hinzu — vielleicht war der Grund hierfür der, daß ich jetzt auf der positiven Seite des Daseins stand und Vergleiche anstellen konnte. Es konnte anders sein, jedenfalls was die alte Frau betraf — ich sah die leeren Plätze!

In noch höherem Grade sollte ich dieses Sehendwerden auf meiner Reise südwärts nach Italien erleben. An irgend einem kleinen Orte in den Bergen machte der Eilzug Halt, und wir durften aussteigen und uns die Beine vertreten. Wir befanden uns an einer Stelle, wo der Zug laut Fahrplan nicht halten sollte; wir liefen hin und her und überlegten, was wohl vorgefallen sein könnte. Plötzlich — wir hatten vielleicht eine halbe Stunde gewartet — jagte ein Blitzzug heran; wie einen halb verschleierten Streifen sahen wir drei Luxuswagen mit herabgezogenen Gardinen und eine sogenannte Racer-Lokomotive vorbeiflitzen. Nichts Lebendiges war auf dem zitternden Phantom zu erspähen, das mit einem verteufelten Geheul sich in den Bergtunnel stürzte und verschwand. Es war ein Berliner Millionär, der sich auf dem Wege nach Aegypten befand und die ganze Bahnlinie bis nach Brindisi gemietet hatte; außer ihm selbst waren nur noch sein Diener und sein Koch im Zuge.

Na, wir konnten indessen nach der kleinen Unterbrechung weiterfahren — wir mehrere hundert Reisende — die Bahn war frei. Wir hatten reichlich Stoff zur Unterhaltung bekommen; es war ein geradezu spannendes kleines Erlebnis, das uns begegnet war — ein zeitentsprechender Ersatz für die Räuberüberfälle auf die Reisenden in alter Zeit. Dieser oder jener war etwas erzürnt darüber, daß ein einzelner Mensch die Macht hatte, jeglichen Verkehr von einer der Hauptstrecken Europas hinwegzufegen — nur um selbst vorwärts zu kommen; bis zur Indignation kam es indessen nicht. Das Geld hatte seine Allmacht offenbart, und die Stimmung war von Ehrfurcht geprägt.

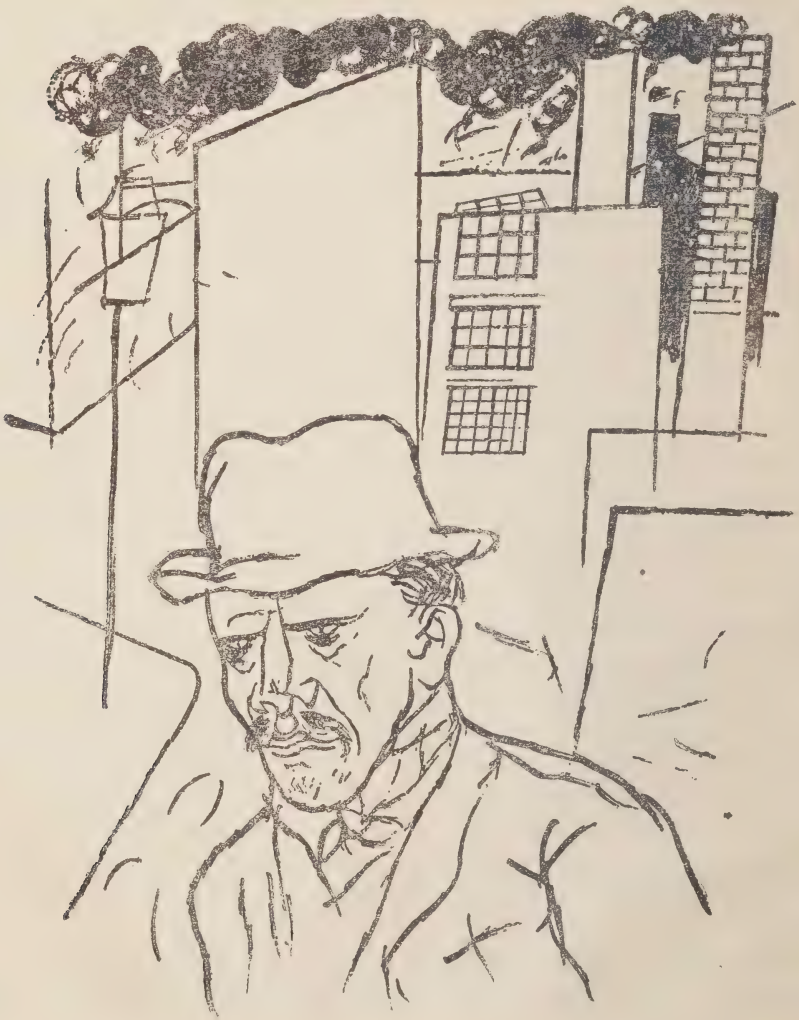
Für mich wurde dieser Zug, der mit einem blasierten Millionär fauchend durch Europa jagte — einem Menschen, der nicht einmal die herrliche Aussicht beachtete und dessen wesentlichster Grund zur Reise wahrscheinlich der war, daß er Geld hatte — für mich wurde dies von besonderer Bedeutung. Ich dachte an mich selbst, wie ich mit knapper Not dem Müllwagen entronnen war; und von mir ging ich weiter zu allen anderen, die daheim verkamen, aus Mangel an diesem oder jenem — aus Mangel an allem. Allein die Fälle von brutal Verstoßenen, die ich kannte — von Wesen, die sinnlos zugrunde gingen — wie viele waren es! Und so immer weiter — über die ganze Erde hin!

Ich hatte die leeren Plätze vorher schon entdeckt; jetzt erhielten sie in meinen Augen Leben. Ich sah alle die, die dort nicht saßen —: Die Passagiere der leeren Plätze.

Seitdem sind sie mir treu gefolgt; so treu, wie nur die Armen sind. Ich habe sie tagsüber um mich gehabt und sie haben meine Träume lebend schön gestaltet.

Man spricht von Menschen, die Geisterseher sind: ich glaube, jedes menschliche Wesen befindet sich in der Gesellschaft Unsichtbarer. Die Gabe besteht erst darin, sie zu sehen. Es i s t eine Gabe, sie bringt aber nicht in jedem Falle Segen. Selbst Orpheus' Gesang konnte man es anhören, daß er vor den Schatten der Unterwelt gespielt und gesungen — und sein Herz dort gelassen hatte.

Wehe dem, dessen Augen den leeren Plätzen geöffnet wurden — sein Herz hat niemals Ruhe. Er grämt sich, bis er krank darüber wird, denn allüberall wird er sie sehen; die Welt ist übersät mit leeren Plätzen. Ihm scheint die Erde wie ein Zug, vom Teufel selbst gefahren; fauchend in satanischem Uebermut geht die Fahrt dorthin, wohin der Menschen Sehnsucht weist — jedoch mit leeren Plätzen. Und der Teufel ruft mutwillig die Namen der Stationen aus, über die gähnenden Sitze hin — die Plätze für die verhängnisvoll Hinterlassenen!



LÖHNUNGSTAG

Ein Idyll

Drinnen auf den Berggipfeln schläft der Wald, weiß und einförmig, verschwenderisch eingehüllt in weichen, reinen Winterschnee! Nur da, wo ein Vogel sich niedergelassen und den Schnee weggeschüttelt hat, ragt ein nackter Ast hervor, schwarz, kahl und unheimlich. Auch die tiefen Klüfte sind verschneit, die ebene Heide und die nackten blauen Felsflächen. Der schlanke zypressenartige Wacholderbaum neigt sich unter einem Berg von weißen Kristallen, und die Schlehenbeeren reifen langsam in der milden Kälte ihres Pfühls.

In dem tiefen Steinbruch unterm Gipfel liegt der Schnee so hoch, daß die Arbeiter ihn wegschaufeln und beiseite schaffen müssen, um an den Fels heranzukommen. Und von den Wurzeln der Tanne, die nackt am oberen Rand des Steinbruchs hervorstarren, hängen lange Eiszapfen herab.

Das ganze Land unten ist mit Schnee bedeckt, soweit man sehen kann. Schnee liegt da drüben, wenn man am Gestrüpp vorbeigeht, auf den Wiesen, wo die Jungen Schlittschuh laufen, auf der Dorfau, bis zum Meere hinab, das eine halbe Meile weit entfernt liegt und mit Treibeis bedeckt ist. Und die Sonne bescheint das Ganze, so mild und bläulich weiß, so farblos und kraftlos wie das Lächeln eines Mütterchens.

Am Strande liegt ein kleines Dorf. Dem Felsen verdankt es seine Existenz, und die Häuser kehren dem Steinbruch, wo die Versorger tätig sind, viele Fensterchen wie wachsame Augen zu. Die Erde ist mager, meist Stein, aber selbst der Stein wird zu Brot und liefert von Woche zu Woche, was man zum Leben braucht, manchmal weniger, niemals mehr; in der Regel reicht es gerade.

Die Dächer des Dörfchens leuchten rot durch den weißen Schnee. Rot und Weiß; es sieht schier aus, als flagge man für die Armut.

Weit drüben ist die Sonne im Begriff unterzugehen, und das weiße Land bekommt einen leichten Rosenschimmer. Von jedem Herde im Dorf steigt Rauch auf — blauer Rauch, er steigt gerade in die Luft, als hätten die launischen Götter das schlichte Heidopfer aus Tang, Grastorf und Kuhdünger in Gnaden angenommen.

Die Kuhfladen krümmen sich, der Tang knistert, und das Samstagfeuer flammt auf, bereit, in Empfang zu nehmen, was der Versorger auf dem Heimwege eingekauft hat. Die Kinder stecken die Gesichter zur Flamme hinein, die auf ihren großen Augen und rinnenden Nasen glitzert. Die Mutter läuft unruhig zum Küchenfenster und zurück. Nun ist die Sonne verschwunden. Die Männer müßten schon unterwegs sein.

Man kann den Weg in seinen Zickzacklinien fast bis zum Steinbruch hinauf verfolgen. Aber wo bleibt die wandernde Zeile, die sich sonst um diese Tageszeit den Pfad hinabwindet? Sie werden doch unterwegs nicht irgendwo reingefallen sein? Gott verhüte es!

Manche der Frauen faltet die Hände in auftauchendem Gram oder stößt einen bitteren Fluch aus, und hier und da weint ein Kind vor Hunger, daß man es weit hören kann.

* * *

Die Arbeiter haben die Sonne verschwinden und den Rauch aus den Hütten aufsteigen sehn; sie haben aufgeräumt und das Werkzeug beiseite gelegt; nun stehen sie in kleinen Gruppen da und warten auf den Besitzer des Werks. Dort am Ende des Berggipfels liegt das Herrenhaus, von da soll er kommen Zum Kuckuck auch, daß man sein sauer erworbenes bischen Geld nicht einmal zur rechten Zeit kriegen kann! Wenn er bloß nicht verreist ist, wie am vorigen Samstag!

Endlich kommt er, in Begleitung seines großen Hundes. Er hält den Lederbeutel in der Hand, es ist also heut Geld auf dem Markt! In einer guten halben Stunde kann man mit dem Wochenlohn zu Hause sein; es geht ja bergab, und mit acht Kronen in der Tasche wandert es sich noch einmal so schnell.

Der Steinbruchbesitzer und seine Arbeiter berechnen die Arbeit der Woche: Pflastersteine, Steinschutt, Treppensteine. Der große Mann schimpft über einen Klafter Schotter, der nicht auf ebenem Boden liegt. „Das gibt unehrlich Maß", sagt er. Der Schweden-Anders nimmt die Scheltworte mit gebeugtem Kopfe hin und hofft, auf diese Weise einigermaßen schadlos durchzukommen mit seinem erfolglosen kleinen Kniff; denn jetzt hat der Arbeitgeber ja das Recht, nach Gutdünken abzuschätzen, anstatt das ehrliche, redliche Klaftermaß anzuwenden.

Der Besitzer sieht den Mann grübelnd an: „Na ja, für diesmal mag's hingehn. Ich mach' der paar Dreier wegen, um die du mich prellen kannst, wohl noch nicht Bankrott, Anders", sagt er dann gutmütig und schickt sich an, den Lederbeutel zu öffnen.

Da hört man Schlittengeläut auf dem Bergrücken, und ein kleiner Schlitten, mit einem kräftigen Pferde bespannt, saust auf dem Weg vom Herrenhof heran. Ein flotter Bursch in Pelz und Pelzmütze — der Sohn des Steinbruchbesitzers — springt heraus und kommt auf den Vater zu.

„Willst du mit zur Stadt, Vater? Große L'hombre-Partie im Hotel."

„Hab' kein Geld heut abend", erwidert der Werkherr.

Der Sohn zeigt mit der Stiefelspitze auf den ledernen Beutel, aber jener schüttelt den Kopf und sieht rings auf seine Arbeiter.

„Ach, dummes Zeug, Alter, die Arbeiter warten bis Montag! Heut abend ist was zu verdienen . . . Der Schlächter, schon ein bischen angeheitert — und ein ganz Neuer, ein Großhändler! Du mußt doch Revanche von dem Schlächter bekommen."

Einen Augenblick steht der Steinbruchbesitzer unschlüssig da; dann steckt er die Hand in den Lederbeutel, um dem ersten Manne sein Geld auszuzahlen. Aber in diesem Augenblick fängt er die fast drohende Angst auf, mit der alle die Augen auf ihm ruhen. Und plötzlich setzt er ein barsches Gesicht auf und sagt: „Wir warten mit der Abrechnung bis Montag, Leute." Mit diesen Worten nimmt er im Schlitten neben dem Sohn Platz, und der fährt zum Herrenhause zurück.

Die lange Arbeiterreihe bewegt sich auf den Zickzacklinien der Landstraße abwärts, auf die Häuser am Meere zu, wo jetzt die Lichter erglänzen. Gestalt auf

Gestalt schleicht vorwärts gebeugt und müde, wie eine traurige Illustration zu dem Satze, daß der Gang ein beständig unterbrochenes Fallen ist.

Wieder ertönt Schlittengeläut hinter ihnen; es nähert sich rasch, und der große Hund des Herrn rennt bellend vorbei. Einer nach dem andern entblößt schlaff und mühsam den Kopf, noch bevor der Schlitten neben ihnen ist — sie erkennen den Herrn an seinem Hunde.

Und einer nach dem andern richtet sich langsam wieder auf, bedeckt den Kopf und schickt einen müden, gleichgültigen Blick hinter dem Schlitten her, der wie vor einem Spalier von grauen gebeugten Nacken dahinfährt.

Nur der unterste in der Reihe, der vorne marschiert, macht keine Miene, das Haupt zu entblößen.

„Das ist ein Krakeeler," sagt der Steinbruchbesitzer zu seinem Sohne. „Er gehört zu den verfluchten Sozialisten, von denen sie drüben so viele haben. Aber er kriegt in den nächsten Tagen seinen Abschied — sobald wir ihn entbehren können.

Der Sohn aber ergreift die Peitsche, läßt sie lustig über dem Kopf des Arbeiters knallen und schlägt ihm mit dem Schaft die Mütze ab, sodaß sie in den Graben rollt.

BROT

Eine Erzählung aus Spanien und von überall her.

An anderen Orten war es längst Tag, aber in G r a n a d a steht die Sonne spät auf — dort sind Berge im Wege. Schließlich guckte sie über die Gletscher der Sierra Nevada herüber; und „La Granadina" erwachte und streckte sich, kroch aus dem hohen Bett auf einen Stuhl, von dort auf den Fußboden hinab und begann, ihre Locken aufzustecken und frisches Mehl aufs Gesicht zu streuen. Und bevor die Stadt da wieder begonnen hatte, wo sie gestern aufhörte, waren die Schatten schon ganz kurz geworden.

Als die gähnenden Madams und die zotteligen Mädchen mit ihren Leinenbeuteln nach dem Marktplatz schlenderten, um für d e n g a n z e n T a g einzukaufen, waren die Bauern schon mit ihren Eseln dagewesen und hatten den Verkäuferinnen die Früchte der Vega und den Schlächtern Fleisch abgeliefert. Und mit dem Morgenzuge aus Malaga waren Tintenfische eingetroffen, kleine Haie, Tangflöhe (die als Krabben verkauft werden), Flundern, Muscheln und andere „Früchte des Meeres" — alles unter der Bezeichnung Fische. Wo die Morgensonne zwischen die Pfosten der Buden eindringen konnte, bestrahlte sie glänzende Schuppen und Perlmuttermuscheln, Pyramiden von gelben und grünen Melonen, purpurfarbene Tomaten, Granatäpfel, spanische Pfefferfrüchte, güldene Orangen und blasse Limonen . . . Und Trauben, die einen klar wie Alabaster, die anderen dunkelglänzend wie ein nackter Neger.

Es war Mitte Januar, die Nacht brachte Frost, und die Leute froren. Die Verkäufer waren verdrossen, und die wenigen Käufer gingen lässig umher und fragten nach Neuigkeiten. Die Sonne war den Leuten noch nicht in den Körper gedrungen. Eine Senjorita schwärmte in blauer Mantilja, ihre wachsame Mutter oder Amme auf den Fersen, über den großen Marktplatz hin; längs der Straße lagen arme Frauen auf den Knien und fächelten dem Feuer in den Kohlenbecken Luft zu.

Aber die Sonne stieg, und bald wuchs das Gedränge auf dem Marktplatz, und Rufe erfüllten die Luft — jetzt war das Leben erwacht. Die Verkäufer schrien, und die Käufer akkordierten; man schob sich und drängte sich, rief einander über die Köpfe weg zu und bekam Antwort.

Zwei Frauen trafen einander in dem Strome und küßten sich nach andalusischer Sitte. „Jesus! Maria!" rief ein Fischmann. „Krieg' ich nicht auch einen?"

„Ja, wenn du uns sagen kannst, wie alt deine Fische sind!" schrie die eine der Frauen zurück.

„Caramba! Die sind sicher nicht so alt wie deine Häßlichkeit, du Frauenzimmer!"

„Scher' dich weg, Einfaltspinsel, und lass' deine Fische für Rechnung des Armenwesens begraben. Sie riechen ja!"

Barfüßige Knaben liefen durch das Gewimmel und schrien: „Zwanzig Zwiebeln für einen kleinen Schilling'" — — — „Drei Zitronen für einen großen!" schrie das Obstweib.

Sonne und blauer Himmel — und ein Reichtum von Früchten, frischen, saftigen, farbenreichen. Und ein Chaos von Lumpen, die sich einen ganzen Tag lang drängen und fechten wie hungrige Hunde, um 10 Pfennige für ein Brot zu verdienen. Unglückliche Liebhaber des Lebens; sie klammern sich an das Dasein, und es wendet sich von ihnen wie eine Kokette, sie verfolgen es, es verschwindet. Sie sind nicht hier, um zu kaufen, diese armen Geschöpfe; sie kommen, um zu sehen, ob nicht ein bißchen für sie abfällt. Und jeden Tag kommen sie wieder, grau vor Kälte, mager vor Hunger, aber immer mit dem gleichen unsterblichen Funken im Auge — der Hoffnung. Und die Hoffnung wird zuschanden.

Am Eingang zu dem Marktplatz steht ein armer Schlucker und hält einige schlechte Zitronen hin. Er zupft eine gutgekleidete Dame am Rock. „Ach, kaufen Sie, was?" sagte er bettelnd . . . „Dann hab' ich genug für ein Brot. Ich bin so hungrig!"

„Sie brauchen mich nicht am Kleide zu ziehen," erwidert sie. „Ich werde schon selber kaufen, was ich gebrauchen kann!" Beleidigt rafft sie die Röcke auf und geht weiter.

— —

Am Ende der Fischbuden, gerade neben dem Tintenfischverkäufer stand ein Mann mit zwei großen Körben Brot. Einladend hatte er mehrere Brote auf den nackten Bürgersteig zurecht gelegt, und er schaute vergnügt drein. Mit kurzen Pausen ergriff er zwei Brote, sprang in das Gedränge hinein und rief, die Brote wie eine Siegestrophäe hoch über sich hebend: „Brot! Zwei kleine Schilling für ein g r o ß e s Brot! Wer will Brot kaufen! Wer will — — —."

„— — — Band kaufen!" fiel der Bandverkäufer drüben auf der Straße ein. „Fünfzehn Ellen Band für einen Spottpreis! He, Mädchen!" Er rief zwei alten Mütterchen zu: „Knüpft Eure Schätze mit farbigen Bändern an Euch! Bänder sind gut!"

„Brot ist besser! Der Segen der Armen! Zwei kleine Schilling für ein g r o ß e s Brot!"

Eine Frau kam mit dem Strome zwischen den Buden heran geglitten und strich an dem Brotverkäufer vorbei. Er winkte mit den Broten und rief: „Holla! Senjora Beppa! Maestra!"

Sie kam zu ihm zurück: „Wie vergnügt du heute aussiehst, Don Rafaél! Hast du in der Lotterie gewonnen?"

„Ja, bald!" Strahlend wies er auf die Brotkörbe.

„Das hab' ich nicht erwartet, dich hier zu treffen. Und die Frau — und die Kinder? Geht es ihnen gut?"

„Es wird ihnen noch besser gehen, wenn ich das da verkauft habe!" Er zeigte wieder auf die Körbe.

Senjora Beppa bekreuzigte sich, und der Brotverkäufer tat das gleiche. Sie dachten offenbar beide an ein und dasselbe; aber man konnte sehen, daß die Bürde nicht auf ihr lastete. Sie hatte die Wohlbeleibtheit einer teilnehmenden Frau, er aber war spindeldürr. Doch ein anderes Gefühl, ebenso stark und ursprünglich wie Teilnahme — und ebenso allgemein menschlich — beherrschte sie in diesem Augenblick; und er mußte erklären. „Ich verkaufe für keinen Bäcker," sagte er. „Es ist das eigene Brot — gewissermaßen wenigstens."

„Die Pfandleihe?" warf Senjora Beppa forschend ein. Er nickte.

„Leicht war's nicht, soweit zu kommen, aber jetzt ist man wenigstens über das Schlimmste weg. Heute werd' ich's erreichen!" Er lachte zuversichtlich ins Blaue hinein.

„So Gott will!" sagte Beppa. Aber sie verband keinen Sinn damit; es ist bloß so eine Redensart, wie das Volk sie gebraucht.

Sie nahm zwei Brote und reichte ihm das Geld dafür. „Die Frauen sind gute Leute, man kennt wenigstens keine besseren," sagte er verschmitzt und warf das Geld in einen schwarzen Krug.

„Nein, nach den Männern!" fiel Beppa lachend ein. „Gott behüte dich," sagte sie sofort darauf und ging ihrer Wege.

„Geh' mit Gott!" erwiderte er und stand schon wieder draußen auf der Straße, die Brote hoch in die Luft haltend, daß alle sie sehen mußten: „Brot! Brot! Der Segen der Armen! Zwei kleine Schilling für ein großes Brot!"

Seine Frau brachte ihm Essen in einem kleinen Tontopf. Sie reichte ihm einen Zinnlöffel, und er setzte sich auf den Rand eines Brotkorbes, den Tontopf zwischen den Knien, und begann zu essen: Reis und spanischen Pfeffer durcheinander gekocht. Sie kauerte sich währenddessen vor ihm hin.

Aus seiner roten Schärpe nahm er ein Messer hervor, langte nach einem Brot und sah sie fragend an. Sie nickte. Er schnitt das Brot mitten durch und gab ihr die Hälfte.

„Es ist gar nicht klitschig," sagte sie.

„Es ist süß," antwortete er. „Ich glaube, wir haben jetzt gut angefangen."

„Ojala! — Gott gebe es! Es sind schwere Zeiten."

„Nicht so schwer für den, der Willen hat! Wir sind jetzt über das Schlimmste weg!"

„Es macht Spaß, sein eigenes Brot zu essen — findest du nicht?" fragte sie nach einer Weile.

„Ja obendrein wenn man es selber gebacken hat. Es ist gewissermaßen das Brot, das einem Brot verschafft," fügte er mit einem unsicheren Anflug von Philosophie hinzu.

Dann war er fertig. „Schönen Dank," sagte er zu seiner Frau und strich das Messer in der hohlen Hand ab.

„An Gott, der Kräfte und Glück gibt!" erwiderte sie.

Und wieder war er draußen im Schwarme und rief sein „Brot, Brot!" noch lauter als vorher.

Zwei Schutzleute kamen zu ihm hin, und der eine von ihnen zog eine Wage aus der Tasche. „Hat das Brot volles Gewicht?" fragte er.

Der Brotverkäufer machte dem Schutzmann Platz und dieser begann nachlässig, ein Brot zu wiegen. Aber nun stutzte er, betrachtete Mann und Frau mit unheimlichem Blick — und wog noch einmal, mit peinlicher Sorgfalt. Es fehlten zwei Unzen! Er wog weiter, Brot für Brot, mit unheilverkündendem Lächeln. Und der Brotverkäufer starrte ihn an, zuerst verständnislos, dann vom Schreck gebannt.

Alle Brote waren unter dem vorgeschriebenen Gewicht.

„Wieviele haben Sie verkauft?" fragte der Schutzmann mit einer Stimme, die der Frau die Tränen in die Augen trieb.

Der Brothändler reichte ihm mit zitternden Händen den Geldkrug; der Schutzmann zählte den Inhalt nach und entleerte ihn in seine Tasche. Die verkauften Brote

konnte man ja nicht aufsuchen, aber das Recht sollte seinen Gang gehen. Er rief einen Eseltreiber herbei und hieß ihn, die Brotkörbe auf seinen Esel laden.

Der Brothändler stand wehrlos, gelähmt da und ließ das alles geschehen. Er rührte sich überhaupt nicht, sondern stand vornübergebeugt da und starrte den Schutzleuten nach, mit leeren, erloschenen Zügen. Es sah aus, als wäre ihm seine Seele entglitten, zusammen mit dem kostbaren Brot. „Jesus, Maria!" sagten die Leute und bekreuzigten sich. „Gott hat ihn angerührt und ihm zur Strafe seinen Verstand geraubt! Komm doch zu dir, Don Rafaél!" Sie packten und schüttelten ihn. Aber er fühlte es nicht, gaffte bloß nichtssagend ins Leere.

Aber dann fing er die Klage der Frau auf, und langsam kehrte das Leben in ihn zurück. Und er begann mitzuklagen, ganz still und mit Tränen vermischt wie sie.

Wie ein Wechselsang klang es, ein Unglückslied, das niemand hörte, weil es allzu bekannt war — von Not, Hunger und Hoffnung. Herrgott, das war ja die alte Geschichte: für starke Arme hat niemand Verwendung, — am allerwenigsten im Winter, und da hatte er gebettelt, und die Kleinen hatten gebettelt, und die Frau natürlich! Und dagegen hatte niemand etwas — man gab bloß nichts! Es waren zu viele, die diese Profession betrieben. Da hatten sie weiter gehungert; und diese Kunst machen ihnen tausende nach — bis sie daran sterben! Aber diese beiden hatten also nicht stilliegen wollen, während der Tod an ihnen lutschte, sondern hatten eine Idee bekommen. Sie hatten die letzten Reste versetzt und eine Arroba Mehl gekauft. Ganze 25 Pfund hatten sie gekauft und einen kleinen Ofen aus Ziegelbrocken aufgebaut und ihn mit Brennholz, das der Fluß anschwemmte, gefeuert. Aber den Gewichtsverlust hatten sie vergessen in Betracht zu ziehen — oder vielleicht hatten sie nicht die Mittel dazu gehabt; und nun kam also die Behörde und nahm ihnen das Ganze weg. Dazu ließ sich nicht viel sagen.

Der Brotverkäufer machte denn auch keine große Nummer daraus, sondern stand bloß da und weinte sein Elend der Frau hin. Und sie antwortete ihm, wiederholte die Klage und fügte das Ihre dazu — aus vollem Herzen. Es war ein Ueberfluß vorhanden.

Aber plötzlich schrie er auf, daß es über den ganzen Marktplatz scholl. Er schüttelte die geballten Fäuste in der Luft, berief sich auf seine Unschuld und seine Armut, erbot sich, das Brot nach Gewicht zu verkaufen, denen, die betrogen worden waren, Entschädigung zu geben — und schwur, er werde die Stadt niederbrennen, wenn er nicht sein Brot wieder bekomme! Dann fiel er um, getroffen; die Frau warf sich mit lauten Klagen über ihn. Die Leute scharten sich um sie zusammen. „Was ist los?" fragte man.

„Ach, es hat einer versucht, den Armen Brot zu verkaufen, das nicht das volle Gewicht hat!" wurde geantwortet. „Da hat der Herrgott ihn sich mal vorgenommen!"

„Er liegt, wie er sich gebettet hat, hi!" schrie ein altes Weib, das für einen Bäcker verkaufte. „Was hat er sich in das Handwerk zu mischen!" Und sie begann, über den Markt hin zu singen:

„Brot! Brot! zwei kleine Schilling für ein großes Brot! Der Segen der Armen! Hähä! Brot zum vollen Gewicht!!!"

EINE HINRICHTUNG

An einem regnerischen Sommertag — es ist jetzt etwa zehn Jahre her — rollten wir mit dem Wagen nach einem ostjüdischen Bauernhof hinaus, wo wir unsere Sommerferien verleben wollten.

Der erste Mensch, auf den unser Auge bei der Ankunft fiel, war Rasmine, ein großes schmieriges Frauenzimmer. Sie arbeitete draußen in den Rübenreihen, schwer und lehmig wie das Erdreich, aus dem sie aufragte.

Ganz schorfig war sie — und unzusammengesetzt in Formen und Linien. Sie glich einer Figur, wie ein spielendes Kind sie aus feuchter, klebriger Erde formt. Nur eine Kinderphantasie konnte darauf verfallen, einen Menschen aus so primitivem Stoff zu schaffen — und den göttlichen Einfall haben, daß sie immer vergnügt sein sollte.

Auch damals lachte sie — trotzdem der Regen an ihr herabtroff und eine traurige Verheerung in all dem Schmutz anrichtete, den die Zeit auf ihr abgelagert hatte. Ihr Gesicht glich einer wettergebrannten Erdrinde bei plötzlich eintretendem Tauwetter. Und diese Erdrinde lachte.

Ihr geistiger Standpunkt deckte sich ganz mit dem unseres zweijährigen Mädels; und dem Kinde galt denn auch Rasmines erstes Lächeln. Die beiden fanden einander sofort und waren später zusammen zu treffen, so oft Rasmine eine kleine Rast hatte. Stundenlang gingen sie selbander Hand in Hand und beschäftigten sich einträchtig mit den elementarsten Lebensfunktionen, wobei die Hosen der Kleinen den Ausgangspunkt bildeten.

„Tulle heut' nich' naßgemach',“ sagte die Kleine.

„Hest dir de Hosen nich naßgemacht, Tulleken?“ erwiderte Rasmine zärtlich. Das war die Unterhaltung der beiden.

Als erwachsene, gebildete Menschen hatten wir ja unsere Bedenken. Aber es war nicht leicht einzuschreiten, wenn man wußte, daß ringsum in verschiedenen Armeleuthütten sechs Kinder lebten, denen Rasmine den Mutterschoß hatte geben dürfen, aber nicht das Mutterherz. Sechs hatte sie selber, und doch bestand ihre einzige Freude darin, daß sie von Zeit zu Zeit unserer Kleinen trockene Sachen anziehen durfte.

Ihre eigenen Kinder bekam sie nie zu sehen; es war ein weiter Weg zu ihnen hinaus, und Rasmine mußte sich gehörig ins Geschirr legen. Wenn Knechte und Mägde nach beendigtem Tagewerk singend und einander umschlingend am Getreide entlang dahin schlenderten, dann hatte Rasmine meist noch dieses oder jenes zu tun. Sonst saß sie und spann und strickte für ihre Kleinen; nach den Strumpfmaßen, die man ihr schickte, konnte sie sich ausrechnen, wie groß die Kinder mit der Zeit wurden.

Jens Peter aus dem Wiesenland war dreißig Jahre älter als Rasmine. Ursprünglich war ja auch sein Sohn ihr Schatz gewesen. Aber der verschwand übers Meer, als Rasmine ihm vier Kinder geboren hatte und sein ganzer Lohn allmählich für ihren Unterhalt draufging. Jens Peter schämte sich der Schlechtigkeit des Sohnes; er machte des Burschen Vergehen wieder gut und nahm sie zur Braut vor Gott und Menschen.

Er war ein schlauer Kopf, wußte unter den Kameraden gut um sich zu beißen und besaß eine wunderbare Sicherheit gegenüber allen Bekannten. Wollte jemand mit Bezug auf Rasmine anzüglich werden — Jens Peter konnte ihn mores lehren. Aber sobald etwas Unbekanntes auftauchte, rollte er sich zusammen und wurde zum Mißtrauen selbst. Er hatte eine ganz drollige Angst vor allem Geschriebenen; niemand hätte ihn dazu bewegen können, eines meiner Manuskripte anzurühren. Die Obrigkeit war Teufelswerk. „Sie ist nur dazu da, damit sie uns kleine Leute zugrunde richtet," sagte er. Wie alle Armen ließ er schlimmstenfalls lieber alles Unglück über sich ergehen, als daß er sie zu Hilfe rief.

Er war ein rüstiger Bursche trotz seinen fünfundsechzig Jahren und stand bei der Arbeit hinter keinem zurück. An späten Sommerabenden, wenn der ganze Hof ausruhte und ich bei meiner Arbeit saß, kam er am Felde entlang heran und „fensterlte" so glatt, als wär' er zwanzig Jahre alt gewesen.

Die beiden beschäftigten sich dauernd mit dem Gedanken an ein Zusammenleben und erörterten das mit mir. „Dann könnten wir die Kinder nach Hause nehmen, so nach und nach, wie's die Verhältnisse erlauben, und — ja, das könnte recht schön werden," meinte Jens Peter. Allerlei kleine Bedenken hatte er allerdings. „Rasmine hat weiß Gott einen guten Körper," sagte er, um zu zeigen, daß die Bedenken nicht fleischlicher Art waren, „aber sie hat keinen guten Kopf." Der Erziehung der Kinder galt seine Sorge. „Aber's Arbeiten kann sie ihnen, der Teufel soll mich holen, sicher beibringen, und das kann keinem was schaden."

Das Ergebnis der Ueberlegungen war schließlich, daß sie sich ein Nest schufen. Jens Peter kaufte eine kleine Hütte in den Wiesen, und sie heirateten: zogen zusammen. Die Kinder kamen nach Hause, und Rasmine und Jens Peter lehrten sie das beste, darum sie wußten: Hand anzulegen. Die Kleinen schienen fast zur Arbeit geboren zu sein, jedenfalls nahmen sie gut Lehre an. Seit sie kriechen konnten, halfen sie bei der Rüben- und Kartoffelarbeit rings auf den Höfen. „Unsereins ist beinah ein richtiger Arbeitgeber," sagte Jens Peter und überschaute die Schar.

In der Gegend war die grundtvigianische Frömmigkeit verbreitet, und Rasmine hatte in lauter guten, christlichen Familien gedient. Sie hatte gewaschen, gemolken, Grütze gekocht, gescheuert, auf die Kinder aufgepaßt, und nirgendwo war es dem Bauer und der Bäuerin eingefallen, Anstoß an ihr zu nehmen und ihr aus Furcht vor geistiger Ansteckung die Arbeit zu kündigen, Sie war groß, stark und anspruchslos — es lohnte sich, sie zu behalten. Man vertraute ihr denn auch eher mehr an als anderen; sie mußte arbeiten, wenn die andern ausruhten, und Dinge anpacken, die sonst niemand anrühren wollte.

Doch als sie und Jens Peter zusammenzogen, um in geordnete Verhältnisse zu kommen und sich und den Kindern ein bescheidenes Heim zu schaffen, wurde es den Leuten doch zu viel. Daß sie die Kinder hatten, mochte hingehen. So etwas

kam vor, besonders in den unteren Schichten; und ein Erkennungszeichen für diese zu haben, war gut. Sich aber mit seiner Schande dickzutun, sie als Tugend und Anstand auszugeben, das wollte man ihr und Jens Peter denn doch nicht gestatten. Rasmine war im Schmutz und hatte drin zu bleiben — auch weil einer das auf sich nehmen muß, woran kein andrer rühren mag. Und am liebsten muß es einer sein, an dem man es nicht zu sehr sieht.

Wie es nun auch kommen mochte — die Entrüstung tauchte plötzlich auf. Es war nicht leicht, zu erforschen, von wem es ausging, aber es verbreitete sich schneller als die Pest. Und eines Tages erfolgte die Anzeige an die Behörde wegen anstößigen Konkubinats — im heiligen Namen der Kinder.

Rasmine und Jens Peter begriffen kein Sterbenswörtchen von alledem. Aus Rücksicht auf die Kinder hatten sie gehandelt, für sie lebten und atmeten sie; nach kargem Vermögen gaben sie ihnen, gaben ihnen alles. Es fiel ihnen nicht ein, daß darin etwas verkehrt sein könne. Aber sie merkten, wie es um sie herumschwelte, und ihr Tun und Treiben wurde unstet. Sie erinnerten an Wesen, die sich aus dem Walde hinausgewagt haben und den Rückweg nicht finden können; in ihren gutmütigen Augen lag gebundene Panik.

Ganz langsam erkannte Jens Peter, daß die Gesellschaft hinter ihnen her war, und er verlor alle Freude an seiner kleinen strohgedeckten Hütte. „Wenn du nur in Flammen aufgehen möchtest, elendes Machwerk," sagte er, „dann könnte sich niemand deinetwegen aufregen." Er glaubte, daß der Hardesvogt oder eine andere Obrigkeitsperson ein Auge auf sein Häuschen geworfen hatte — vielleicht auch auf Rasmine, und ihn nun aus dem Weg haben wollte, um das Ganze in Besitz zu nehmen.

„Wir sollten sehen, von hier fortzukommen," sagte Jens Peter manchmal zu Rasmine und den Kleinen. Aber wohin? Die Gefahr drohte von keiner bestimmten Seite, sondern von überall her. Die Gesellschaft verfolgte sie. Von ihrer Hütte hielten sie Ausschau; kam weit drüben ein Mensch, so schlossen sie sich ein und getrauten sich nicht hinaus, bis der Feind außer Sehweite war. Einen Fluchtapparat aufzubauen, darauf verstanden sie sich nicht. Sie konnten nur, wie das Schaf, das mißhandelt wird, die Beine unter sich emporziehen, die Augen schließen und leiden.

Der Hardespolizist hielt sich lange in der Gegend auf, um Erkundigungen einzuziehen; er war mehrmals bei der Hütte, fand sie aber verschlossen. Durch die nackten Fenster ließ sich unschwer feststellen, daß nur ein Erwachsenen-Bett vorhanden war, und eines Tages überraschte er Jens Peter an der Waldecke.

„Na, Jens Peter, wie bist du denn mit deiner Haushälterin zufrieden?" fragte er freundlich. „Ja, denn das ist doch wohl Lüge und Verleumdung, daß sie etwas anderes für dich ist?"

Jens Peter fing das Blinzeln seiner Augen auf und verstand, daß das ein Wink war; hier durfte um keinen Preis die Wahrheit gesagt werden. „Nein, sie ist nur meine Wirtschafterin," sagte er.

„Dann hat wohl auch jeder von euch sein eigenes Bett und seine eigene Kammer — wie das Gesetz es vorschreibt?"

„Jawohl," erwiderte Jens Peter, geradezu dankbar dafür, daß man ihm die schwierigen Antworten so in den Mund legte.

Doch im selben Augenblick blies der Polizeidiener sich auf und wurde zu einem ganz anderen Wesen. Jens Peter hatte vor der Behörde eine falsche Erklärung abgegeben, hatte die Rechtsvertreter zum Narren gehalten und zu seinem sündigen Lebenslauf noch Verstocktheit gefügt. Nun hatte er sich morgen auf dem Gericht einzufinden, und dann . . . .

Der Polizeidiener brauchte nichts mehr hinzuzusetzen, Jens Peter sah ohnehin das Ganze vor sich: die Zelle mit ihrem bösen Gefangenenwärter, die Tortur während der Verhöre, die entsetzlichsten Strafurteile, die ihm drohten, wenn er unverschuldet nur das geringste Tüttelchen von der Wahrheit vergaß.

An diesem ganzen Nachmittag ging er immerfort rings um sein Haus herum. Er wußte keinen Rat. Der Schrecken hielt ihn in unablässiger Bewegung. Er glich einem Menschen, der in die Maschinerie geraten ist und nun ins Innere gewirbelt wird. Seine Augen schienen geborsten vor Panik. Zuletzt wurde ihm all das Drohende zu stark, er konnte es sich nicht mehr vom Leibe halten. Als die Dunkelheit hereinbrach, nahm er einen Strick, ging auf den Speicher und erhängte sich.

Rasmine konnte nicht lassen von der Vorstellung, ein Heim zu haben, und konnte nicht wieder in Dienst gehen. Als ich sie das nächste Mal sah, bettelte sie im Kirchspiel für sich und ihre vaterlosen Kinder. Die Leute waren nett und gaben ihr. „Sie ist ein armes Geschöpf," sagten sie. „Kriegt Kinder und immer wieder Kinder, ohne einen Vater für sie zu haben!"

So lautet der nackte Bericht über das Schicksal von zwei Menschenkindern in Dänemark im Jahre 1909. Oder war's 1908?

DER IDIOT

Am Tage nach meiner Konfirmation saß ich wieder hinterm Strohschirm und schlug Steinschutt aus dem Haufen, während Vater drüben stand und Stücke für Pflastersteine spaltete. Das Heute glich genau dem Gestern. Ich hatte keinerlei Katzenjammer, die Konfirmation bedeutete keine feierliche Einweihung in eine neue Welt.

Auf einmal legte Vater den Hammer hin und sagte:

„Das beste ist, du gehst und suchst dir eine Stelle; denn von nun an mußt du für dich selber sorgen."

Er nickte bedeutungsvoll bei diesen Worten; und obwohl ich für mich selbst zu sorgen gehabt hatte, fast seit ich kriechen konnte, klang es ganz verhängnisvoll, — als übertrüge er mir eine schwere, verantwortungsvolle Last und reckte selber den Rücken. Ich packte das Werkzeug zusammen, legte den Strohschirm darüber und schlenderte aufs Geratwohl in den Herbstregen hinaus.

Weit drüben in Povlsker kam ich endlich an ein Gehöft, wo sie kein Aufhebens von meiner Schmächtigkeit machten und mich als Stallburschen mieteten. Der Hof war ziemlich groß; ich hatte alles Vieh zu besorgen und bekam im halben Jahr zwanzig Kronen dafür. Jetzt verwendet man erwachsene, fertige Männer für diese Arbeit, die für besonders streng und verantwortungsvoll gilt und von aller Landarbeit heute am besten bezahlt wird. Es liegt eine Entwicklung zwischen damals und jetzt!

Ich war klein und dünn; mein Körper hatte sich zu früh darauf einrichten müssen, alles in Arbeit umzusetzen. Dafür konnt' ich gehörig schuften, war gut trainiert und von zäher Konstitution, ich wurde nicht leicht müde und ging keiner Beschäftigung aus dem Wege. Aber das da war trotzdem zuviel. Von drei, halb vier Uhr an Wintermorgen war ich bis gegen neun Uhr abends ununterbrochen tätig; ich erledigte Arbeiten, die stets an der Grenze meiner Kräfte lagen und diese oft überstiegen. Wenn mir nur irgend eine Kleinigkeit mißglückte oder ich nur einen Augenblick in verzweifelter Resignation zusammensank, häufte die Arbeit sich um mich wie ein Berg von Unüberwindlichkeiten. Ich rackerte mich wahnsinnig ab, um das Versäumte nachzuholen, aber das Vieh war ein gestrenger Herr. Wenn ich die Fütterung nur um fünf Minuten zu spät besorgte, dann erhoben die Tiere ein anklagendes Gebrüll. Und dann verließ der Bauer seine junge warme Frau und kam halbnackt herbeigesprungen, um Gerichtstag zu halten.

Es war eine strenge Zeit; aber ich hatte eigentlich kein Mitleid mit mir selbst. Ich ertrug mein Los, wie die Unterdrückten nun einmal ihren Fluch ertragen. Die Umgebung kann man nicht erweichen; drum muß man versuchen, sich dem Leiden gegenüber gefühllos zu machen. Trotzdem erinnere ich mich dunkel an eine Stunde

des Aufruhrs . . . Eines Tages ging ich im Stall mit einem Strick umher und suchte nach einer Stelle, um mich aufzuhängen. Irgend etwas kam dazwischen — ich glaube, der Bulle riß sich los; das Ganze hat damals keinen tieferen Eindruck auf mich gemacht — und ich mußte wie so oft zuvor mein eigenes Wohl der Pflicht opfern.

Auf einem der Nachbargehöfte wohnte ein Bauer, bei dem das Gesinde es nie lange aushielt. Er arbeitete ungern und liebte es sehr, gut zu essen und zu trinken; aber denen, die die Arbeit verrichteten, gönnte er keine Mahlzeit und keinen Lohn. Jetzt bewirtschaftete er den Hof mit Hilfe eines armen geistesschwachen Menschen, für den ihm die Gemeinde Kost- und Pflegegeld bezahlte.

Ich kannte diesen Unglücklichen recht gut; in meiner frühen Kindheit war er ein junger, kräftiger Bursche gewesen, der meist auf Langfahrt unterwegs war. Von Zeit zu Zeit kam er im Winter nach Hause, fröhlich und übermütig, ganz erfüllt von der Frische da draußen. Aber einmal kam nur ein Gerücht: er hatte in einem Sturm am Steuer gestanden, das Großsegel hatte sich losgeschlagen und ihn mit einem Block auf den Kopf getroffen. Er hätte das Rad fahren lassen und sich in Sicherheit bringen können — das Fahrzeug wäre dann verloren gewesen; aber er harrte auf seinem Posten aus und ließ sich zum Idioten schlagen! So ungefähr erzählte man. Und in diesem traurigen Zustand gelangte er dann auch von draußen in die Heimat zurück, wie ein Wickelkind von Ort zu Ort transportiert. Er konnte nun nicht länger für sich selber sorgen; darum gab die Gemeinde ihn zum Mindestgebot ab.

Man sah ihm nichts Besonderes an; er glich einem Durchschnittsarbeiter, der abgestumpft ist. Auch reden ließ sich recht gut mit ihm. Aber aus seiner lichten Zeit vor dem Unglück wußte er nichts mehr, und alles auf Erden war ihm gleichgültig, außer dem Branntwein. Die Felder der beiden Gehöfte stießen aneinander, und ich kam oft mit ihm in Berührung. „Hast du Branntwein?“ fragte er stets, wenn er mich sah. Ich hätte mir für einen Schnaps eine Handreichung erkaufen können, hatte aber damals meine guten Gründe dafür, den Branntwein zu hassen.

Wenn er nüchtern war, arbeiteten in ihm Bosheit und Tücke, und man bekam Angst; selbst sein Dienstherr fürchtete sich dann vor ihm. Vielleicht regte sich unter seiner Idiotie eine unklare Forderung ans Dasein; und er bedurfte des Alkohols, um dieses Gefühl zu ersäufen. Darum sorgte der Bauer stets dafür, daß Schnaps für ihn vorhanden war. Im übrigen aber behandelte er ihn schlimmer als ein Tier, gab ihm erbärmliches Essen und ließ ihn in einem Winkel im Stalle schlafen.

Der Idiot fand sich fröhlich darein, wenn er nur seinen Schnaps bekam. Er war ein stämmiger, breitschulteriger Bursche und verrichtete die Arbeit von zwei bis drei Mann; es mußte nur jemand auf ihn acht geben und ihn in Gang bringen.

— —

Eines Tages hatten wir einen jungen Stier zum Dampfschiff zu liefern. Das Tier war ziemlich launisch, und weder der Bauer noch der Knecht wollte es gern zur Stadt schaffen. So bekam i c h den Auftrag; ich war ja daran gewöhnt, mit dem Tier umzugehen. Der Bauer war splendid und gab mir für den Rest des Tages frei.

Ich war noch nicht wieder daheim gewesen und war unbändig froh über mein Glück. Alle meine Lieder schrie ich unterwegs in die Lüfte und hielt den Bullen in raschem Galopp, so daß er keine Zeit fand, Böses zu ersinnen. Das Heimweh hatte mich völlig aufgerieben.

Ich lieferte den Stier ab und lief nach Hause. Meine kleinste Schwester lag auf der Bank; sie bog sich gerade hinab und kippte einen Schemel auf und nieder. Sie starrte mich einen Augenblick an, dann ließ sie den Schemel fallen und brüllte los. Da kam Mutter aus der Küche herbeigestürzt.

„Herrgott, bist du es, lieber Junge?" rief sie. „Und wie mager du geworden bist! Du siehst ja ordentlich böse aus. — Ja, ja, arme Leute müssen früh heran!" Sie ging rund um mich herum und befühlte mich liebkosend; an ihren schwachen Händen konnte ich merken, daß sie stolz auf mich war, und das machte mich tapfer.

Vater kam zum Feierabend nicht nach Hause, und wir hatten es sehr gemütlich, Mutter flickte meine Kleider, und wir Kinder schnitten aus alten Spielkarten Schlitten aus, russische Schlitten mit fliegenden Pferden davor und einen Wolf, der das Deichselpferd in die Kehle beißen wollte. Weit drüben auf dem Tischrande tauchten noch andere Wölfe auf; und dann fraßen sie den Mann im Schlitten — und die Mutter mit dem kleinen Kinde. Ich vergaß ganz, daß ich nur auf Besuch zu Hause weilte und bald wieder zurück mußte — an den Ort der Qual.

Plötzlich stand Mutter erschrocken auf: „Aber Kind, die Uhr geht auf zehn, und du hast einen weiten Weg vor dir!" Fröstelnd sah sie zum Fenster hinaus; die Nacht war pechschwarz und stürmisch, und vom Strande her brüllte die See.

Die Wirklichkeit mit allen ihren Schrecken brach heftig über mich herein. „Mutter!" flüsterte ich und sah sie flehend an. Sie begann zu zittern.

„Herrgott doch! — — Ist es denn so schlimm?" rief sie verzweifelt. „Und dein Vater, Kind!" Mehr brauchte sie nicht zu sagen; ich raffte still meine Sachen zusammen und sagte Lebewohl. Sie stand am Fenster, als ich den Weg entlangtrabte, und lächelte mir — unter Gesichtsverzerrungen — aufmunternd zu.

Ich hatte nicht die Absicht, zu dem Gehöft zurückzukehren — alles andre lieber als das! Ich lief nur ins Dunkel hinaus, um Mutter zu schonen. Aber irgend etwas lenkte dennoch meine Schritte nach jener Richtung hin; es war wohl das verfluchte Pflichtgefühl, das den Kleinen so tief in Fleisch und Blut sitzt und sie veranlaßt, beständig

die Bürde einer Welt auf sich zu nehmen, die nicht um ihretwillen da ist. Ich wollte nicht diesen Weg einschlagen und lief ihn dennoch — als Protest leise vor mich hinbrüllend.

Ich lief über eine halbe Meile, ohne irgendwelche Eindrücke zu empfangen; mein Kindersinn war wohl in jenen Betäubungszustand hinübergeglitten, der noch immer die einzige Waffe der Gequälten gegen Mißhandlung ist. Den Tannenwald und die unheimliche Balkaheide passierte ich, ohne es zu wissen. Aber dann weckte mich die Nacht mit ihrer unvermeidlichen Forderung; ich entdeckte rings um mich die Finsternis und sank in die Knie.

Es gibt Menschen, die das Dunkel lieben, glückliche Unwissende, für die es der große Besänftiger ist, der alles Streitende zur Ruhe bringt. Für mich war das Dunkel stets mit entsetzlichem Leben erfüllt, verzweifelt habe ich dagegen ankämpfen müssen — namentlich damals, als mein Mitwissen meine Kräfte überstieg. Schon in meiner Kindheit enthüllte mir das Dunkel ja das, was das Licht verbarg; wie jene chinesischen Rattenkinder, die in den Kloaken aufwachsen, hatte ich die unheimliche Gabe, alles sehen zu können, was sich im Dunkel regt und bewegt. Und nun stürzte diese ganze böse Welt auf mich ein, ich empfand ihre Schrecken mit visionärer Stärke und war wehrlos. All das Aufreibende aus meiner Kindheit erhob sich verhext aus dem Dunkel, grotesk und übergewaltig, um mich kleinen Menschensamen zu verschlingen.

Es war wie ein epileptischer Anfall, meine ganze Person war zu einem Krampfknoten zusammengebrannt, — aber ich lief immer weiter. Der Gedanke an das Gehöft war das einzige lebendige, warme Gefühl in mir, der Hof stand mir jetzt als behaglicher Zufluchtsort vor Augen. — Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß ein Mensch in der Nähe sei; während ich lief, spähte ich ins Dunkle hinein — und da fiel ich über einen schweren Körper.

Es war der Idiot; ich erkannte ihn, als ich ein Streichholz abbrannte, er war völlig betrunken. Es war mir unmöglich, ihn wieder auf die Beine zu bringen, und ich ging weiter. Jetzt hatte ich keine Spur von Angst mehr.

Ein paar Schritt weiter traf ich unseren Knecht, der seine Liebste ein Stück Wegs begleitet hatte. Er ging mit mir zurück; und es gelang uns, den Idioten auf die Beine zu stellen. Aber es war unmöglich, ihn zu veranlassen, daß er sich von der Stelle bewegte. In seiner Trunkenheit machte er sich steif und unbeholfen und lallte etwas vor sich hin; sein Kopf hing auf die Brust hinab. Es war mir so, als lallte er: „Mein Branntwein — mein Branntwein." Ich fing an zu suchen, während der Knecht ihn aufrecht hielt, und fand am Wegrande ein Lägel, das drei bis vier Liter enthielt; es war bis obenhin gefüllt. Wie ich die schlimme Flüssigkeit haßte! Ich war mit meinen schwachen Kräften schon so manches Mal dagegen angestürmt und hatte meine Prügel dafür empfangen, — nun flammte der Haß wieder auf. Ich riß den Pfropfen heraus und ließ den Branntwein in den Graben fließen; der Gestank schlug um mich empor wie der Atem eines Betrunkenen und weckte so viele Erinnerungen. Dann hielt ich das Lägel in den Graben hinab und ließ es voll Wasser laufen. — „Wo bleibst du?" rief der Knecht ungeduldig.

Der Idiot lebte auf, als ich mit dem Lägel kam; er wollte es selber tragen und umschlang es fest mit beiden Armen. Aber er konnte sich nicht im Gleichgewicht halten, wir mußten ihn nach Hause schleppen und in sein Loch bringen.

Als wir am nächsten Vormittag beim Frühstück saßen, kam der Bauer vom Nachbarhof zu uns herüber; er sah ganz verstört aus. „Mit dem Anders ist's schlimm!" sagte er; „er ist ganz wild, und ich habe keine Macht über ihn."

„Du knauserst nun wohl auch mit dem Branntwein. Daran wird's liegen!" erwiderte mein Brotherr lachend.

„Nein, nein, weiß Gott nicht, er hat ein ganzes Lägel voll. Aber er will es nicht anrühren. Er geht im Kreise um mich herum und sieht aus, als wollte er auf mich lossprungen. Und er arbeitet überhaupt nicht mehr."

Mir wurde heiß um die Ohren. Im stillen hatte ich mich weidlich über meine Tat gefreut — und war nahe daran gewesen, sie dem Knecht zu erzählen. Das wäre wohl übel für mich abgelaufen.

Mein Brotherr begleitete den Nachbar hinüber, aber sie kamen unverrichteter Sache zurück. Sie hatten sich dem Idioten nicht zu nähern gewagt. Mit einer Mistgabel bewaffnet, ging er um den Hof herum. Mir graute bei dem Gedanken, daß der Verrückte darauf verfallen könnte, daß ich es war, der ihm das Dasein unerträglich gemacht hatte, und ich malte mir aus, daß er herüberkommen und mich totschlagen könnte. Alle Augenblicke war ich vor dem Kuhstall und guckte hinüber, bereit, Reißaus zu nehmen, sobald es nötig wäre. Ich sah ihn drüben mit weitausholenden Bewegungen in der Luft herumfuhrwerken und konnte ihn rufen hören.

Der Nachbar blieb an dem Tage bei uns; es kamen Leute von verschiedenen Seiten her, und man beratschlagte, was zu tun sei. Es kam die Rede darauf, daß man im Trupp auf den Idioten losgehen und ihn übermannen solle. Aber die Knechte hatten für den Bauer von drüben nichts übrig und wollten nicht mittun; und die Bauern selber hatten Angst. So begnügte man sich mit dem Beschluß, am nächsten Tage die Polizei in der Stadt zu benachrichtigen.

Aber in der Nacht steckte der Idiot das Gehöft an, und es brannte bis auf den Grund ab.

Dies ist nur ein Kindheitserlebnis unter so vielen. Damals kam ich mir wie ein heimlicher Verbrecher vor; lange lebte ich in beständiger Angst, die Obrigkeit werde bei mir als der eigentlichen Ursache des Ganzen halt machen. Später jedoch hat mein Leben sich auf der Grundlage meiner Kinderwelt geformt; und aus vielen Gebieten summierten sich nach und nach meine Erfahrungen, derart, daß der Idiot für mich eine Bedeutung gewann, die über die Einzelerscheinung hinausreichte.

Ich habe immer gemeint, es müsse ein Gedanke darin gelegen haben, daß ich ihm den Branntwein fortnahm und ihn dadurch veranlaßte, den Hof anzuzünden und dem Mißbrauch ein Ende zu machen.

DIE PASSAGIERE DER LEEREN PLÄTZE

Ich sitze im Eilzug und rolle in den dänischen Sommer hinaus. Wir haben einen dieser grauen, dunstigen Tage, wo die Sonne an irgend einer verborgenen Stelle steht und silbernes Licht über das Land ausgießt. Still ist es, alles glitzert in unbestimmtem Glanze. Die Landschaft, während unserer Fahrt träge dahingleitend, liegt zitternd im Wärmedunst da.

An einem solchen Tage, wenn die Luft feuchtschwer über Wald und Feld bebt wie ein üppiger Schleier, und die Wasser in wechselndem Glanz von Silber und Blei daliegen, sollte man Dänemark sehen. Andere Länder haben die scharfen Konturen gegen einen Himmel, der in seiner leidenschaftlichen Bläue in weite Ferne rückt. Hier gibt es keinen Abgrundssprung zwischen Erde und Himmel, der Raum senkt sich bis auf die Erde herab, macht ihre Züge weicher und nimmt selbst stofflichen Charakter von ihr an. Jede Farbe im Landschaftsbilde ist von seiner Umarmung benetzt, jede Linie erscheint wie eine schwache Berührung von des Himmels Liebkosungen. An einem solchen Tage möchte man alle seine Landsleute zu einer Fahrt durch das dänische Land mitnehmen — und namentlich die unter den vielen, die es selten oder nie zu sehen bekommen.

Im Zuge sind nur wenig Reisende; in dem langen Durchgangswagen, in dem ich mich befinde, vielleicht im ganzen zwanzig. Der Wagen hat indessen Raum für etwa hundertfünfzig Passagiere. Desto mehr gähnen die leeren Plätze.

Meinen einzigen Mitreisenden stören sie nicht. Sobald der Zug sich in Bewegung setzte, schloß er die Tür zu unserem Abteil und zog die Gardine vor. „Wir scheinen also von niemandem mehr belästigt zu werden," sagte er.

„Was können Sie denn dagegen haben, daß die anderen Plätze besetzt werden?" frage ich. „Ich finde es gemütlicher, in einem vollbesetzten Abteil zu reisen als in einem leeren."

„Das fehlte noch — gemütlicher! Wenn man sich weder rühren noch atmen kann, was? Nein, ich ziehe ein Abteil vor mit so wenig Reisenden wie nur möglich — am liebsten gar keinen." Mit diesen Worten lehnte er sich in die Ecke am Fenster zurück und schloß die Augen; kurz darauf schlief er, die Hände über dem Leib gefaltet.

Es ist nun doch gemütlicher, mit so vielen im Wagen zu sein, wie er nur fassen kann, selbst wenn der einzelne sich ein wenig dünn machen muß. Das fröhlichste Fuhrwerk, dem man begegnet, ist auch nicht die große, schwankende Kutsche mit einer einsamen menschlichen Gestalt, die sich auf weichen Polstern wiegt, sondern der überfüllte Kremser. Die leeren Plätze atmen einen Fluch aus, die Freude stirbt

in ihrer Nähe. Und trotzdem fährt man mit den leeren Plätzen — in jeder Beziehung. Meines dicken Mitreisenden Standpunkt ist vorläufig der herrschende — man muß zum Teufel Platz haben, um sich breitmachen zu können!

Für die meisten Reisenden dieses Lebens sind wohl die leeren Plätze schlecht und recht eine bequeme Veranlassung, die Beine auszustrecken; aber dem einen oder anderen geschieht es, daß sie lebendig werden — lebendiger noch als die besetzten — und ihm eine Welt menschlicher Sehnsucht und menschlicher Entsagung offenbaren. Ueber die leeren Plätze streift ein ewig kreisender Schwarm ausgehungerter Menschenseelen.

Ich schließe die Augen, müde von den sich drehenden Aeckern dort draußen, vielleicht auch von der gähnenden Leere, die — wie eine Anklage — mir unablässig von den leeren Sitzen im Abteil entgegenstarrt. Meines Mitreisenden Schnarchen fügt das letzte kleine Plus hinzu — es übermannt mich.

Als ich wieder die Augen aufschlage, ist das Abteil voller Reisender. Mir zunächst sitzt eine alte Frau, die ich schon früher gesehen zu haben glaube. Gelb und verfallen sieht sie aus, aber sie lächelt! Sie sitzt in steifer Haltung auf der äußersten Kante der Bank und gibt jedem Stoß beim Fahren nach, — frischgestärkt wie ein Ferienkind, merkwürdig anzuschauen, wie ein fremder Vogel, der bereit ist, sich bei der geringsten Veranlassung zu erheben. Auch die anderen lehnen sich auf ihren Plätzen nicht zurück, sondern sitzen da, als hätten sie Stöcke verschluckt, steif und starr. Es ist eine Familie — Mann und Frau mit drei Kindern — und offenbar bis vor ganz kurzer Zeit eine der am ärgsten heimgesuchten. Eingefallen und blau an Farbe sind sie, mit tiefliegenden Augen, die fast wie leere Höhlen starren. Es ist nichts Einheimisches irgendwelcher Art an ihnen; die Kleider hängen nicht herab, sondern sitzen in steifen Falten, wie Leichenkleider, an ihnen.

Einen Augenblick taucht in mir die Frage auf, wo sie wohl eingestiegen sein mögen, da wir nach dem Plan noch nirgends gehalten haben. Aber sie verschwindet wieder über der wunderlichen Art der Erscheinungen.

Die Alte neben mir hat die stockfleckigen Hände in den Schoß gelegt und starrt mit einem Ausdruck summender Freude hinaus, wie das Kind, das die Welt zum ersten Male erblickt. Nichts auf der Erde ist so schön wie eines armen, alten Mütterchens müde Hände; ich muß diese Hand, die dort so voller Gicht und blauer Aderknoten im Schoße liegt, in die meine nehmen, Sie ist eiskalt.

„Es ist wohl lange her, seit Ihr auf dem Lande waret, Mutter?" sage ich.

Sie nickt: „Wie herrlich der Sommer aber dieses Mal ist."

„Wie lange mag es wohl her sein?" frage ich von Neuem.

Sie blinzelt mit den Augen. Dann sagt sie, wie aus weiter Ferne kommend: „Unsereins ist wahrlich nicht draußen gewesen, seit man als achtzehnjähriges Ding zur Hauptstadt kam. Aber nun bleib' ich auch für immer fort."

„Ihr wollt also heim zum Geburtsort?"

Sie lächelt geheimnisvoll: „Sie hatten mich ja schon auf den Platz gefahren, aber da nahm ich mir einmal selber frei. Denn nun hat man sich 2 Jahre lang nach anderen gerichtet und sein eigenes Wohl außer Acht gelassen. Es gibt eine hoch-

gelegene Stelle in der Westecke des Kirchhofes daheim; von da aus kann man die Sonne untergehen sehen, wenn es läutet, und alles überschauen. Dort will ich am liebsten liegen."

Es war das alte Mütterlein vom Hinterhof auf Nöreebro — jetzt erkannte ich sie. Und begann zu verstehen.

„Sie reist ja fort, um zu sterben," fiel die jüngere Frau ein, mit einer Stimme, als verbrühe sie sich bei jedem Wort — „sie ist ja schließlich alt. Wir anderen aber, wir reisen hinaus, weil wir gern leben wollen. Ja, verzeihen Sie, ich spreche so schlecht; es kommt daher, weil man mir mein Gebiß fortnahm und es verkaufte — um das bezahlen zu können, was wohl wichtiger war." Dann packte sie ein Husten — erst jetzt sah ich, wie furchtbar mager sie war. Und wie durch Ansteckung verpflanzte sich der Husten weiter auf Mann und Kinder — ein trockener Husten, der so hohl klang, als wenn sie keine Lungen hätten.

„Das ist die Brustkrankheit," flüsterte sie, „wir leiden alle daran. Aber jetzt wollen wir ans Meer und uns erholen; es soll so gesund sein an der See."

„Wenn es nur nicht zu spät ist," sagt die Alte. „Wir kleinen Leute fangen häufig zu spät mit solchen Dingen an."

„ Ja, es ging eben nicht früher. Der Mann war Bürstenbinder, und wir mußten alle zum Lebensunterhalt beitragen. Da legte es sich dann auf die Brust."

„Ist er es nicht mehr?" fragte ich. Dieses und jenes fuhr mir durch den Kopf; wer konnte wissen, ob nicht auch sie es verstanden hatten, die Kriegslage auszunützen — auf irgendeine Art. Sie sollten an die Küste — die ganze Familie; es mußten Kriegsgewinnler sein, wenn auch vielleicht kümmerlichster Art.

„Nein," antwortete sie hell. „Dann kam ja der Krieg — oder richtiger die Teuerung, die eine Folge des Krieges war — und half uns über alle Schwierigkeiten hinweg. Wir konnten überhaupt nicht so viel bekommen, daß es ausreichte, nicht einmal das trockene Brot — so erbärmlich klein waren unsere Schillinge geworden. Und da fanden wir den Propheten von L e e r e n r a u m."

„Den Propheten von L e e r e n r a u m?"

„Ja — und er machte uns zu seinen Anhängern. Dort nehmen sie gar keine Nahrung zu sich — als Protest gegen die Teuerung; und dann ist es ja gleichgültig, was das Essen kostet. Und Kleider trägt man auch nicht ab, denn das Zeug, was jeder von uns bekommt, der in die Gemeinde aufgenommen wird, ist so beschaffen, daß es nie erneuert zu werden braucht. Und da außerdem alle Anhänger der Gemeinde kostenlos reisen, meinten wir, wir könnten es uns wohl gestatten, alle fünf an die See zu fahren."

„Haben Sie denn keine Fahrkarten?" frage ich und denke bekümmert daran, was wohl geschehen wird, wenn der Schaffner kommt. Sie schüttelt lächelnd den Kopf. „Was sollten wir wohl mit Fahrkarten? Unser Mütterchen hat auch keines, denn sie gehört auch zu den Unseren. Nicht wahr, Mutter? Oh ja, wir erkennen die Unseren immer an den Augen!"

Im selben Augenblick kam der Schaffner. Er weckte den schlafenden Handelsreisenden und knipste sein und mein Billet; dann ging er wieder, ohne auch nur die sechs anderen eines Blickes zu würdigen.

Mein dicker Reisegenosse schmatzte ein paar Mal und schlief dann weiter. Die beiden Frauen begannen wieder zu sprechen — von all den Entbehrungen und Leiden, die sie hatten durchmachen müssen, ehe sie sich zum neuen Leben durchgerungen hatten. Der Mann und die drei Kinder saßen dauernd da, ohne sich zu rühren; von seinem Platze erklang ein eintöniges Röcheln, und die Kleinen schienen garnicht zu atmen. Aber die beiden Frauen hatte nichts unterzukriegen vermocht; eine endlose Leidensgeschichte kam wie ein Wechselgesang über ihre Lippen; eines von jenen Liedern, die für jedes Dasein der Zehntausende gleich sind.

„Und zu denken," rief die Alte aus, „daß wir jetzt so bevorzugt sind! Zweimal schon, wenn die Sehnsucht nach der Heimat meiner Kindheit zu groß wurde, ging ich zum Zuge und wollte hinausfahren. Ich wußte ja aus den Zeitungen, daß viele Züge jeden einzigen Tag durch das ganze Land liefen, und daß Platz genug in ihnen war. Es wird mit allzu vielen leeren Plätzen gefahren, sagt man. Doch jedesmal wurde ich wieder aus dem Zuge vertrieben. Man muß über zwei Meere, um nach Hause zu kommen, und das erste Mal war ich schon bis an das erste gekommen; aber da hielten sie mich an und transportierten mich wieder zurück; und es wurde sogar davon gesprochen, daß ich bestraft werden sollte, obgleich ich doch keinem Menschen den Platz weggenommen hatte. Jetzt aber kann ich frei reisen, wohin ich will."

„Ja, alle leeren Plätze in der ganzen Welt gehören uns," sagte die andere, an mich gewandt, — „und deren sind es viele. Wenn es dir also schwer wird, dich durchzuschlagen, so solltest du zu uns übertreten; für uns gibt es keine Teuerung, und alle besitzen gleich viel. Weder zwischen Hoch noch Niedrig machen wir Unterschiede; alle sind sie gleich vor dem Propheten von L e e r e n r a u m."

Dann ertönte der gellende Pfiff der Lokomotive, lange und durchdringend. Mein dicker Reisegenosse gähnte und reckte sich — wir waren an der Fähre angelangt. Und ehe ich mich umgesehen hatte, waren die Inhaber der leeren Plätze verschwunden.

Ich sah sie wieder draußen auf dem Bahnsteig, als ich ausstieg — zusammen mit unzähligen Anderen, die offenbar zur selben Welt gehörten. Sie mischten sich unter die eigentliche Schar Reisender, die fast unter ihnen verschwand; ein seltsamer Schwarm von Pilgern war es, der die Fähre in Besitz nahm.

„Ein seltsames Völkchen, das Sie heute durch Dänemark führen," sagte ich zu einem Schaffner.

Er sah mich erstaunt an. „Meinen Sie die Handvoll Handelsreisender dort? Die haben wir bei Gott jeden Tag das ganze Jahr hindurch!"

Aber ich sah nicht Gespenster. Jetzt nahmen sie von dem obersten Deck der Fähre Besitz, dem gewaltigen Promenadendeck, das sonst den paar Reisenden der ersten und zweiten Klasse vorbehalten ist; sie nahmen es so selbstverständlich ein, als sei diese unbenutzte Luxuswelt eigens für sie bereitgehalten. Ich sah sie mit eigenen Augen droben im Sonnenlicht schwärmen, beinahe eins mit ihm — d i e P a s s a g i e r e d e r l e e r e n P l ä t z e.

DIE FEE DER FREIHEIT

Sie hieß Vera; nach der Fürstin in einem deutschen Kolportageroman. Es war ein Name, der so gut wie ein Patengeschenk war und in den die Eltern die ganze Freigebigkeit ihrer Herzen gelegt hatten. Er würde ihr nie im Wege sein, wenn sie Aussicht hatte, etwas im Leben zu erreichen.

Irgend eine Verpflichtung, sich mit einem Fürsten zu verheiraten, war mit dem Namen durchaus nicht verbunden. Sie war nur so süß gewesen, diese Fürstin; und dann hatte sie ein Schönheitsfleckchen auf einer Seite des Halses gehabt, genau so wie Vera. Das war das Ganze; wenn man nicht mit dem blinden Traum rechnen will, den niemand kennt und der doch alles trägt und erhält.

Etwas andres konnte es auch vernünftigerweise nicht sein. Vera war dazu geboren, die Plage andrer auf sich zu nehmen. Das war eine Bestimmung, die Gottes weiser Ratschluß schon vor Erschaffung der Welt verfügt zu haben schien.

Veras Kindheit war eine lange, mühselige Erziehung zu dem Beruf, denen auf der andern Seite zu dienen; nur durch tägliche Gewöhnung konnte man sich vielleicht der Auszeichnung würdig machen, dereinst das Kindergeschrei und die wachen Nächte für die richtigen Mütter übernehmen zu dürfen. Vielleicht; denn es ist nicht so einfach, ohne weiteres aus dem Schmutz heraus in die vornehme Welt zu kommen. Diese Frage konnte einen in Atem halten! Schon in der Wiege gelangte Beifall und Tadel als Meinungsäußerung der fernen Herrschaften zu der kleinen Vera; und in ihr ganzes Kinderdasein klang stets das Wort: Auf diese Art, Kind, wirst du nie einen Platz behalten! Oder: So ist's gut; so wird einmal ein tüchtiges Dienstmädchen aus dir! Sie wurde auferzogen in der großen, einfachen Erkenntnis dessen, was der Armut frommt, und opferte von dem ihrigen, was verlangt wurde. Ja, sie weinte nicht einmal mehr über ein Mißgeschick, seit ihr bedeutet worden war, daß die Damen das Heulen in der Küche nicht vertragen können.

Durch den ewigen Hinweis auf die „Herrschaft" kam es wie ein Schicksal über sie; der Beruf, zu dem sie sich vorbereitete, wurde etwas so Großes und Verantwortungsvolles wie das Hüten eines Heiligtums. Sie schauderte ein wenig bei dem Gedanken und legte willig ihr ganzes Kindergewicht in die Schale, die ihre Bestimmung trug. Ihre Mutter hatte ja selbst gedient, deren Mutter auch — und wahrscheinlich so fort alle Ahnen in aufsteigender Linie, so lange die Welt stand. Ehe sie noch selbst eine „Herrschaft" gesehen, war sie vollauf vertraut mit allen Launen und Eigenschaften dieser göttlichen Wesen. Sie wußte auch, daß das Ganze gar nicht so entsetzlich sein müsse, wenn man schwieg und sein Bestes tat.

So ausgerüstet, vollendete sie ihr vierzehntes Jahr und trat ins Leben hinaus, geläutert und fest in dem Verständnis, daß all ihre eigenen Forderungen gleich Null und all die Pflichten, die am Horizont erschienen, zwar ungeheuer schwer, aber von ihr zu erfüllen waren. Wer sie in dieser Periode ihres Lebens sah, mußte gestehen, daß sie trotz mancher Schwächen etwas Unvergleichliches war: ein seelengutes, pflicht-

treues kleines Wesen, dessen Grundeigenschaft die stete Bereitwilligkeit war, andre zu schonen und sich selbst zu belasten. Ein unentwickeltes Kind, das mit der entsagenden Weisheit eines Greises seine Sorgen so gründlich für sich zu behalten verstand, daß man fast den Eindruck erhielt, es habe überhaupt keine. Sie sah auch immer so hübsch froh und zufrieden aus. Und vor allem war sie so gut mit den Kindern.

Wo sie geboren wurde, ist gleichgültig. Sie drängte, wie alle Armen, ans Licht, und wenn sie nicht in der Hauptstadt geboren war, so fand sie bald den Weg dorthin. Das Leben, fand sie nun, packte sie durchaus nicht so hart an, wie sie erwartet hatte. Wenn keiner von den Nächsten es sah, kniff die Freude ein armes Dienstmädchen in die jungen Wangen und flüsterte ihr törichte Dinge ins Ohr; die jungen Götter des Lichts ließen die für sie Bestimmten sitzen, um sich den Träumen der Einsamen zuzugesellen und die Finsternis um sie her mit heiligen, der Familie trotzenden Ehegelöbnissen zu erfüllen.

Und nun mußte es gerade so ärgerlich und so höchst merkwürdig zugehen, daß Vera, die selbst vom Morgen aller Zeiten an ausersehen ward, der andern Sklavin zu sein, eines Tages das Kind der Freiheit unter dem Herzen trug. Kein Wunder, daß der Vater des Kindes vorzog, sie im Stich zu lassen. Unter dem Vorwand, daß sie eine freche Dirne sei, die ihn verleitet habe, machte er sich unsichtbar und ließ sie für das übrige sorgen.

Als ein Kind, das sie noch war, wußte sie vorläufig von nichts, sondern freute sich nur ihres Lebens. Sie stellte nach keiner Seite hin Ansprüche, sondern nahm dankbar entgegen, was ihr zuteil wurde, und war ganz kindlich benommen von dem Lohn, der wie ein Goldregen in arme Hände fiel. Ohne das Ziel klar zu sehen, schaffte sie sich, Stück für Stück, alles an, was man braucht, um sich in die festlich gekleidete Menge mischen zu können, die, Paar um Paar, in Zirkus und Skalatheater wandert. Und eines Tages hatte sie alles, was dazu gehört; nur noch nicht die Freiheit.

Durch ihre Kindheit hatte es unaufhörlich geklungen: wenn du ein gutes Mädchen bist und alles tust, was man dir befiehlt, ohne zu räsonnieren, dann darft du vielleicht nachmittags deine Wäsche nachsehen und Sonntag morgens rasch in die Kirche laufen, während die Gnädige deine Arbeit übernimmt. Wir haben uns immer so aufgeführt, daß wir wie zur Familie gehörig behandelt wurden und die abgelegten Kleider der Herrschaft tragen durften.

Vera wußte das alles ja, auch ohne daß es gesagt wurde; in ihr armes Heim war es als Tradition eingehämmert. Noch während sie zu Hause war, kam manchmal eine alte Dame, die Großmutter besuchte und „Sie" zu ihr sagte; Großmutter knixte dann, so hinfällig sie war, und sagte „Euer Gnaden". Das gab der Armut des Hauses einen gewissen Glanz, einen Widerschein des reichen Sonnenglanzes der Gnade. Und sie hatte für ihr Teil treulich dazu beigetragen; anders konnte es ja nicht sein. Das war nun mal ihr Schicksal.

Eines Tages aber geschah das Unfaßliche, daß sie alle guten Traditionen über den Haufen warf und sowohl Erbteil als Kinderlehre von sich abstreifte. Ein Sonnenstäubchen hatte sie befruchtend getroffen und sie trug ihre armselige Hoffnung unter dem Herzen, allein für sich selbst, ohne Stütze von irgendeiner Seite, und dennoch vergnügt und festlich gestimmt. Darin lag etwas Halsstarriges, das sich jeder Er-

klärung entzog. Ein armes Kind, das bisher gutartig war und die volle Gewogenheit der Herrschaft genoß, geht plötzlich hin und verdirbt sich selbst alles, einer fixen Idee zu Liebe. Sie wollte sich selbst ihr Gut und Schlecht zumessen, auf die Gefahr, dabei zu verlieren; und verlieren mußte sie ja, wenn man die Sache nach der Gesindeordnung und dem freien Uebereinkommen berechnete.

Nur als ein wunderlicher Anfall von Größenwahn war es zu erklären, daß sie die dünne selbstgekaufte Jacke der kostbaren, von der Frau abgelegten vorzog, und sich lieber in ihrem bescheidenen Kämmerchen nach ihrem eigenen Kopf einrichtete, als daß sie in der Familie das Aschenbrödel machte. Aber schließlich war es ja für sie selbst am schlimmsten. Auf die andern konnte es nur drollig wirken, wie sie ihre winzige Eigenpersönlichkeit so pietätvoll hegte, als habe sie plötzlich entdeckt, daß sie von altem Adel sei.

Mit der guten, halbkameradschaftlichen Umgangsform, die das wahre Verhältnis so hübsch verdeckte, war es nun vorbei. Vera wünschte es selbst und markierte zuerst die neue Stellung; es schien, als finde sie eine Genugtuung darin, ihre Dienereigenschaft immer zu unterstreichen. Bisher hatte sie alles von der Güte ihrer Herrschaft angenommen und viele Vergünstigungen erlangt, die ihr nicht zukamen; sie konnte sich zu jeder Tageszeit ein Freistündchen erbitten und, wenn sie entbehrlich war, der Bewilligung sicher sein. Mit einemmal verzichtete die Undankbare auf das alles und erreichte als Ersatz dafür einen einzigen freien Abend in der Woche, der aber ganz ihr gehörte, so daß niemand auf Gottes Erde als sie darüber zu bestimmen hatte. Und darauf eben kam es an; sie mochte ihrer Herrschaft diesen Abend gern schenken, aber sie sollten sie darum bitten wie um einen Dienst. Vera, der es vorausbestimmt gewesen war, andern zu dienen, war zum erstenmal in die Lage gekommen, freiwillige Dienste erweisen zu können; sie hatte sich das Recht erkämpft, aus eigener Machtvollkommenheit Nein sagen zu können. Sie war zu hilfbereit, um es wirklich zu tun; aber es war immerhin schön zu wissen, daß die Gnädige, selbst wenn sie an diesem Abend ein Kleines bekäme, nicht so ohne weiteres sagen konnte: Vera bleib zu Hause! Daß sie es als eine Gefälligkeit von ihr erbitten mußte. Die Unantastbarkeit war in Veras Leben hineingeraten: für die opferte sie freudig alles und meinte, noch zu gewinnen.

An ihrem Freiabend aber schwirrte sie ins hellste Licht hinaus: am liebsten unter die Eingänge zu den großen Vergnügungslokalen. Da stellte sie sich geduldig hin, starrte ins Licht und wartete, bis sie so glücklich war, ihren weichen Arm unter den des jungen Mannes stecken zu können, ohne den es für ein Dienstmädchen keine rechte Freude gibt. Im Winter ist der Eingang zum Zirkus ein günstiger Aufstellungsort für einen, der über wenig Zeit verfügt; im Sommer muß man eine der Parkalleen aufsuchen. Da steht man in der Reihe und lauscht der Musik, während Soldaten und andre junge Burschen unter den Laternen auf- und abgehen und ihre Wahl treffen.

Ein unsicheres Dasein ist es. Vera fing das Glück und verlor es wieder mehr als einmal. Mit nur einem freien Abend wöchentlich war es fast undenkbar, einen Jüngling festzuhalten, der ja jeden Abend zu seiner Verfügung hat; er ward der Sache leicht satt, und schenkte das Zirkusbillett und seinen ritterlichen Schutz dann einer andern, die es besser hatte. Meist zog sich an solchen Tagen auch noch das Abend-

mahl hinaus, und kam sie endlich fort, so war es zu spät, um ihn aufzusuchen. Da mußte sie sich denn zu einem andern Jüngling mit Zirkusbillett schlagen, um doch ein bischen ins Leben hinauszukommen.

So oft sie knapp vor Tisch hinablief, um die letzten Ingredienzien zum Abendmahl zu kaufen, flatterte es vor ihren neidischen Augen von Geschäftsdamen, die auf dem Heimweg waren. Sie sind frei, der Abend gehört ihnen von sechs Uhr an, ihrer ist das Leben, alle vornehmen Herren sehen ihnen nach; sie beherrschen für eine Weile den Korso ausschließlich. Unter ihnen soll sogar eine sein, die mit einem jungen Grafen geht; und sie ist gar nicht schöner als Vera. Er holt sie vom Geschäft ab und begleitet sie durch die Stadt, bei hellichtem Tage!

Vera sah in den Spiegel und zog Vergleiche. Sie wollte Ladenfräulein werden. Ja, sie war unstreitig der Stellung gewachsen, wenn sie nur erst nicht mehr bei der Gasflamme zu stehen brauchte, wenn das Haar auf einer Seite zurückgekämmt wurde und das Schwarze von der Herdbürste von den Fingern abging. Und mit ihrer neuen Jacke! Sie durfte den ganzen Korso hinabgehen, ohne die Augen niederschlagen zu müssen. Sie kündigte sofort den Dienst und ging in der letzten Zeit, zum Aerger der Frau, in der Küche mit Handschuhen einher. Dann bat sie um die Erlaubnis zum Ausgang, „um einen neuen Platz zu suchen" (dreimal, wie das Gesetz es vorschrieb); putzte sich auf und suchte ein altes Stickmustertuch aus der Schulzeit hervor. Da gab es Hexenstich, Kreuzstich, Lückensaum, gotische Buchstaben, ein ganzes kleines handgesticktes ABC. Das sollte ihr den nötigen Schubs geben.

Und so war es bestimmt: Vera wollte Handstickerin werden, da sie nun einmal ein Mustertuch vorweisen konnte — als Probe dessen, was sie nie erlernt hatte. Hatte sie etwa nicht selbst die Zacken an ihrem Einsegnungshemd geschlungen und sie mit eigner Hand über ein Zweipfennigstück gezeichnet und jeden Stich selbst gemacht?

Sie ging in eins der großen Geschäfte und verlangte, den Chef zu sprechen. Er betrachtete das Tuch, dann noch ein Taschentuch, an dem sie kürzlich Namen und Hohlsaum genäht hatte, und unterdrückte ein Lächeln. Er war ein gebildeter Mann (vielleicht allzu gebildet für Veras Welt) und sagte: „Das ist ja sehr schön; können Sie auch zeichnen?"

Vera hauchte in heiserer Freude ihr Ja hinaus; sie dachte an das Zweipfennigstück und an die Zacken. Des Scheines halber ließ er sie es mit ein paar Efeublättern versuchen; sie kritzelte etwas hin, das einem zerbrochenen Haarkamm glich, und lächelte ihn mit bestrickender Zuversicht an.

„Na, das ist ja recht gut," sagte der Chef zögernd. „Aber warum wollen Sie eigentlich Ihre Lebensstellung wechseln?" Er kannte diese armen Nachtschwärmer so gut, die irgendwo aus dem Dunkel daherkamen und so lange blind an das erleuchtete Glas prallten, bis sie tot herabfielen. Alles Ueberreden war hier hoffnungslos und seine Worte klangen auch zunächst wie ein Seufzer über die Schwierigkeit, heutzutage ein Dienstmädchen zu halten. „Man verdient ja viel mehr in der Stellung, die Sie haben; aber Sie haben vielleicht Neigung zu Handarbeiten?"

„Ja," erwiderte Vera arglos; „denn man ist so gebunden im Dienst." Na, augenblicklich sei zwar kein Bedarf für sie, aber der Chef werde sie in Erinnerung behalten. Er erhielt ihre Adresse.

Von diesem Tag an ging Vera mit klopfendem Herzen umher. Sie zählte die Tage, obwohl sie nicht wußte, wie viele von ihnen in Ungewißheit lagen; so oft der Postbote klingelte, glaubte sie, es gelte ihr; und meldete sich der Zweifel, so wiederholte sie sich nur die freundlichen Worte des Chefs. Sie stand mit einem Bein schon außerhalb ihres Tagewerks, war jede Minute bereit, aufzubrechen, wurde ihrer Arbeit mehr und mehr überdrüssig und begann, unzuverlässig zu werden. Sie erhielt die Kündigung, sandte dem Chef ihre neue Adresse, verdöselte die Arbeit und wartete. Wieder wurde ihr zum nächsten Monat gekündigt; sie sandte wieder die Adresse und wartete; in einem Zustand wunderlicher Starrheit.

Eines Tages konnte sie nicht mehr. Draußen war Frühling. Sie lief von ihrem Platz fort, mietete sich ein Zimmerchen und stürzte sich hinaus in das Gewimmel der kleinen gefeierten Jackenmädchen. Einen Monat brachte sie so zu, trat von früh bis spät den Asphalt, bot sich vergebens in den Geschäften an, war jeden Abend im Zirkus. Als der Monat um war, hatte sie noch das meiste von ihrer Ehre übrig, jedenfalls zuviel, um davon leben zu können; aber der Sparpfennig war aufgezehrt und ein großer Teil der Garderobe im Versatzamt.

Da gab sie es auf, sich mit den Ladenfräulein zu messen, und erkannte niedergeschlagen, daß auch ein geringeres Maß an Glück genügen könne. Eine Weile dachte sie daran, Haushälterin bei einem älteren Herrn zu werden; und da sie hübsch war, bot sich ihr rasch ein Platz. Aber im letzten Augenblick bangte ihr davor, alle Konsequenzen der Stellung auf sich zu nehmen

Wohl stand ihr der Rückweg zu Vergangenheit und Herrschaften offen; aber sie wollte auf ihre Freiheit nicht verzichten. Es war das teuer erkaufte Kind ihres armseligen Daseins und sie wachte darüber wie eine verlassene Mutter, die zu jedem Opfer bereit ist. Und eines Tages schloß wie von selbst das Fabriktor sich hinter ihr.

In der inneren Stadt zeigte sie sich nicht mehr; die Jacke war so schlissig und zerknüllt und sah aus, als werde sie abends als Nachtjacke gebraucht. Das Haar war dünn und wollte sich nicht recht krausen. Und auch das Gesicht war dünn. An Selbstkritik fehlte es ihr nicht. Aber sie sah ihren Traum, Freiheit von sechs Uhr an, verwirklicht, und sie schwelgte von sechs bis acht in dem lebhaften Gewimmel froher Menschen.

Im Sommer verlegte die Jugend ihren Korso auf den Kapellenweg bis zur Rondau hinaus. Auch hier gibt es vornehm gekleidete Herren mit frisch gebügelten Zylindern. Einer von ihnen wurde der Auserkorene. Ein Grafensohn war er zwar nicht, aber er hatte in einer Arbeiter-Dilettantenkomödie den Grafen gegeben. Damals wohnte Vera im eigenen Dachkämmerchen am Frederikssundweg. Dann aber bekam sie das Kind und mußte über den Hof zu einer armen Familie, die schon viele Kinder zu hüten hatte.

Der Graf glitt rasch aus ihrem Dasein. Und von nun an verbrachte sie ihre Abende damit, draußen, wo die Stadt in Felder übergeht, an den kalten Ecken zu stehen und auf Frederik zu warten; meist vergebens. Zum letztenmal sah ich sie da in einer Weihnacht. Sie stand stundenlang vor einer Kellerkneipe, zitternd vor Kälte und Kummer, in der Hoffnung, einen Schimmer von ihm zu erhaschen und ihn mit heimzuziehen

in ihr armseliges Nest. Die Jacke existierte noch, konnte aber nicht geschlossen werden. Vera war hochschwanger. Und Frederik war ihrer müde geworden und zog den Keller vor; von Zeit zu Zeit sandte er einen Späher hinauf, um zu sehen, ob sie nicht schon abgezogen sei.

Dies sind ihre freien Abende; sie würde sie aber nicht opfern und wieder einen Platz nehmen; in all ihrem Elend sieht sie voll Verachtung auf die Vergangenheit zurück. Viele haben ihr Mitleid gezeigt und sich bemüht, sie zur Vernunft zu bringen, aber ihr ist nicht beizukommen. Die Freiheit hat ihr kein Wohlergehen geschenkt; dies vaterlose Kind der Liebe hat sie vielmehr bis auf den letzten Faden geplündert. Aber eben deshalb liebt sie es wahnsinnig, mit Augen, die von Selbstverzerrung glühen; wie eine verhungerte Wölfin brütet sie, nach allen Seiten fletschend, über ihrem halbverkommenen Jungen. Selbst Frederik wagt nicht, dies fremde Wesen aus dem Nest zu schleudern.

Ihre Brust und ihr Gesicht sind nicht mit schweren Traditionen belastet. Es soll nicht hinaus, um zu dienen; das ist das einzige, das sie weiß. Es wächst auf unter den Bedingungen, die nun einmal die der unehelichen Kinder sind. Und eines Tages erwacht es vielleicht zu der bitteren Erkenntnis, daß es ohne Vater auf die Welt gekommen ist und seine eigene Mutter auffressen mußte, um vorwärts zu kommen.

DIE MAUERN

Er hätte sich recht gut in der eigentlichen Stadt ansiedeln können, hätte eine Werkstatt mit Gesellen und Lehrlingen und einen kleinen Laden mit Fabrikschuhwaren haben können — dem hätte nichts im Wege gestanden. Er war tüchtig in seinem Fach, und einige Hundert Kronen, die Geschichte in Gang zu setzen, wären wohl aufzutreiben gewesen. Schlimmstenfalls etablierte einen der Fabrikant, wofür man sich ihm mit Haut und Haar verkaufte.

Aber Blank liebte es nicht, sich irgend jemandem oder irgend einer Sache zu verkaufen. Er liebte die Freiheit, darum ließ er sich am Rande der Stadt nieder, in einem jener Häuser mit zwei Etagen und einer Dachwohnung, dort, wo der Uebergang von den Feldern zur Großstadt sich allmählich vollzieht.

Von seinem hochgelegenen Keller aus hatte er bei der Arbeit das Ganze vor Augen: zunächst einige trostlose Lehmklumpen, dann Weiden, von denen es bei Nebel herabtropfte, und die zerzausten Vögeln Obdach boten, und weiter draußen Felder, auf denen richtiges Getreide wuchs. Noch weiter draußen, das wußte er, waren prächtige Wälder mit Seen und mit Blumen auf dem Grunde. Aber Blank war kein Schwärmer, und dies hier war ja das Eigentliche — das Land.

„Herrgott, ist das alles?" sagten die Kameraden, wenn er sie mit nach Hause nahm, damit sie sehen sollten, wie großartig er wohne. Das verdroß ihn. Verteidigen konnte er seine Herrlichkeit nicht; nicht durch den Verstand, sondern durch Herz und Atem ward ihm ja seine Freude zuteil. Aber ein andermal ging er den Menschen aus dem Wege, und er behielt seine Welt für sich; wenn die andern nur darauf ausgingen, ihm das Beste zu nehmen, dann konnte er sie entbehren.

Nach und nach fügte es sich so, daß er mit niemand verkehrte. In ihm war ein Mißtrauen erwacht, und an dem hielt er fest, wie um seinen Besitz zu schützen. Wenn Leute ihm Arbeit brachten und anfingen, davon zu reden, wie frei er wohne, so antwortete er nicht darauf, sondern blieb bei der Sache — und suchte sie möglichst schnell abzufertigen. Ueber das rein Geschäftliche hinaus hatte er mit den Menschen nichts zu reden; jede allgemeine Unterhaltung würde ja früher oder später auf den Punkt führen, der s e i n Geheimnis war. Eine wandernde Unruhe setzte sich in seinem Blick fest, wenn er andern gegenüberstand; und er richtete — in etwas auffallender Weise — seine Werkstatt so ein, daß es den Leuten unmöglich gemacht wurde, ans Fenster zu gelangen.

Sobald er allein war, befiel ihn tiefer Friede; einsam fühlte er sich nie. Das Bewußtsein, das Eigentliche errungen zu haben, erfüllte ihn ganz; es war, wie es sein sollte. Er grübelte nicht, aber sein Gemüt empfing seltsam bunte Eindrücke von dem

Wolkenhimmel, wo in unendlicher Abwechslung der Weltraum vorüberzog. Und die Sonne selbst umfaßte das Ganze wie Gottes übergewaltiges Herz.

Während des größten Teils des Jahres standen seine Fenster offen; und wenn die Sonne schien, strich sein Pfeifen, flimmernd gleichsam, über die geborstene Lehmkruste hin. Er pfiff wie ein Halbverrückter, wie im Rausch — schraubte sich zu ohrenbetäubendem Jubel hinauf wie ein Stubenvogel, der in den Sonnenschein an der Mauer gehängt ist.

Dann kam ein Herbst, wo man begann, unmittelbar vor seinen Fenstern die Erde auszuschachten. Blank guckte den Leuten von seiner Wohnung aus neugierig zu; er hatte sich wie ein Vogel eingerichtet, und es lag auch etwas Vogelähnliches in der Art, wie er den Hals vorstreckte und die Arbeit draußen betrachtete. Irgendwelche Unruhe empfand er nicht; das da war etwas, das in der Landschaft vorging; sie kehrte neue Seiten nach außen — alles ihm zur Freude.

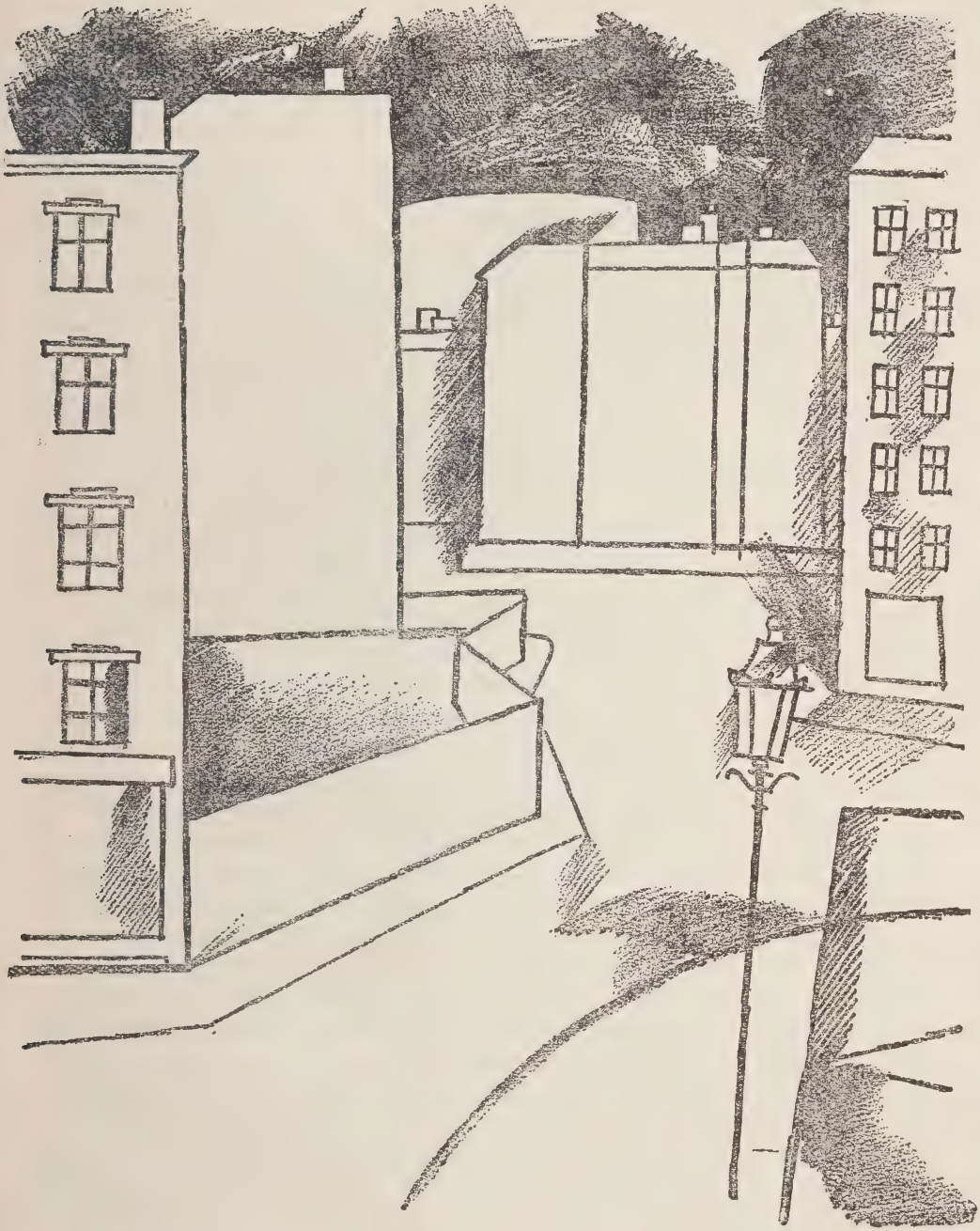
Im Winter erlebte er das Gaudium zu sehen, wie die Jugend des Viertels sich auf der gefrorenen Erde des Schachtplatzes herumtummelte; und im Frühjahr kamen Handwerker und begannen zu bauen. Das war gar lustig anzusehen; denn hier saß Blank allein mit dem Seinen von früh bis spät; in die Arbeit, die er unter den Händen hatte, sollte ihm kein anderer hineinpfuschen! Und draußen war ein Gekrieche wie in einem Ameisenhaufen. Daß aus der Arbeit so vieler Hände etwas Ganzes werden konnte — das wunderte ihn am allermeisten.

Aber das Werk draußen wuchs von Tag zu Tag und kehrte ihm zwei, drei Meter entfernt eine nackte Brandmauer zu. Das Land wurde versperrt; eines Tages verschwand der letzte Weidenwipfel und er fragte sich erstaunt, wieviel vom Himmel sie denn wohl noch übriglassen würden.

Es war kein Klang in dieser Brandmauer, und Blank hörte auf zu singen; ab und zu pfiff er noch — um die Luft zu reinigen; aber allmählich, im Laufe der Jahre, nahm die einförmige graue Mauerfläche Farben von Feuchtigkeit und Schatten an; große Fliegen krochen darüber hin und belebten sie — emsige Asseln und zuweilen ein Tausendfüßler. Sobald Blank am Morgen aus dem Bett geklettert war, suchte sein Blick die Mauer; nach dem Charakter und Ton der Flecke konnte er beurteilen, wie der Tag werden würde. Einige Schritt nach links stand eine zweite ebenso hohe Mauer mit drei galvanisierten Kehrichtkästen daneben; und wenn er halb aus dem Fenster hinauskletterte und sich auf den Rücken legte, dann konnte er gerade in den Himmel hinauf sehen.

Oft ließ sich das nicht machen, aber das war auch nicht notwendig. Weit drüben nach rechts hin ließen die Mauern einen schmalen Spalt frei, der alles in sich barg. Zuoberst den Himmel, dann ein paar Lindenzweige, die hinter den Mauermassen hervorkamen, einen drolligen kleinen Ausschnitt aus der Landschaft auf Hochkant und endlich ein Wegstückchen mit seinem unaufhörlichen Verkehr — quer über den Grund des Spalts hin. Von seinem Stuhl aus konnte er nichts davon sehen; aber wenn er ein Stück Spiegel auf das Fensterbrett stellte, dann hatte er das Ganze vor sich.

Mit diesem seinem Stückchen von Gottes freier Natur im Spiegel richtete Blank sich ganz gemütlich ein. Er brauchte bloß das Gesicht von der Arbeit zu heben, um



an alledem teilzuhaben: an Sonne, Regenwetter und Feldern; und als einige Jahre verstrichen waren, vergaß er ganz, daß jemals vor ihm etwas anderes gestanden hatte als die graue, fleckige Brandmauer.

Als er seinerzeit hier heraus gezogen war, wohnte drüben an der Ecke des Weges ein armer Kolonialwarenhändler. Der war es, der jetzt baute und diesen Stadtteil ins Leben rief; jetzt war er beleibt und wohlgenährt und wurde Großhändler genannt. Schuhmacher Blank machte keinerlei Versuch, in die Einzelheiten der Entwicklung einzudringen. Er begriff bloß, daß dieser Großhändler es war, der das Land versperrte, und er brachte das in richtiger Weise in Beziehung zu der Beleibtheit des Mannes.

Er nahm die Dinge genau so, wie sie waren. Der Großhändler war ein recht braver Mann, ein umgänglicher Wirt, und er war freundlich zu den kleinen Leuten; am Sonntag lag er auf allen Vieren auf dem Teppich seiner Stube und spielte mit seinen Kindern. Er hatte bloß den einen Fehler, daß er immer mehr anschwoll und dadurch die Aussicht wegnahm.

Genau so formten sich die Dinge für Schuhmacher Blank, als handgreifliches Phänomen, das ganz offen zutage trat. Wenn er seinen Wirt sah, fiel ihm immer wieder dessen Körperumfang auf, und voller Unruhe bemerkte er, daß der Mann unaufhörlich dicker wurde. Das empfand er als drohende Gefahr für sein eigenes Atemholen; es war ihm, als wollte man ihm die Luft rauben.

Eines Frühjahrs endlich geschah das Verhängnisvolle. Der Großhändler fand keinen Platz mehr im Alten, vor dem Ausguck wuchs eine hohe Herrschaftsmauer empor. Der letzte Rest der Erde verschwand, in Blanks Spiegelstückchen standen jetzt fünf Küchenfenster in einer Säule übereinander. Aber das Gebäude hatte die Eigenschaft, daß seine Rückseite die Vormittagssonne auffing und sie in dem Spiegelstückchen wiedergab; und fünf Mädchenkammerfenster konnte Blank ahnen, wenn eines der Fenster so weit zurückgeschlagen wurde, daß es von der Brandmauer loskam. Dann tauchte auch ein nackter draller Arm auf und fing das Fenster wieder ein; er kam und ging wie der Blitz und ließ sich zur Not mit einem Sonnenstrahl verwechseln.

Aber alles in allem hatte das nichts zu bedeuten. Das Spiegelstückchen fiel eines Tages um, und Blank ließ es liegen; er hatte keine Verwendung mehr dafür. Er hatte durchschaut, wie es mit den sperrenden Mauern zusammenhing; nun hielt er seine Augen zurück und übte sich darin, quer durch das Ganze zu blicken.

Er wußte jetzt mehr als je, und sein Wissen ward ihm leichter zuteil; wenn die Mückenschwärme wie drei graue Schattentänzer über den drei Kehrichtkästen wogten, dann wußte er, daß es stille, fruchtbare Witterung war. Vom Liegen an der feuchten Wand hatte er sich Rheumatismus geholt, und er spürte es deutlich, wenn draußen der gute Freund der Gicht, der Nordwind, am Werke war. Und wenn ein garstiger Geruch den Kehrichtkästen entstieg, dann nahte der Sommer; der Geruch war geradezu willkommen, weil er den Sonnenschein in ihm zum Leben erweckte. Immer zahlreicher wurden die Kennzeichen; zuletzt waren ihrer so viele, daß unaufhörlich Sommer in ihm war; er hatte seine Zuflucht zur Phantasie genommen und konnte die Sonne hervorzaubern, wann er nur wollte.

Er pfiff jetzt nie mehr, bedurfte dessen nicht. Die Stille hatte Bedeutung für ihn gewonnen, und schweigend saß er über seiner Arbeit, mit leerem, lauschendem

Ausdruck. Aus der Leere vor seinem Blick wuchsen neue Welten hervor, so daß er nichts entbehrte. Sein Gesichtssinn verhielt sich seltsam unbeholfen gegenüber äußeren Dingen, die öde Mauer hatte das Sehvermögen geschwächt; Leute, die ihm in die Augen sahen, hielten ihn für verrückt und wichen ihm aus. Aber nach innen sah er vortrefflich, er fand alles in sich selbst.

Allmählich hatte er mancherlei eingebüßt von dem, was andere aufrechterhält. Für sich selbst verlangte er nichts, und doch hielt er sich für einen vermögenden Mann. Aber alle Leute um ihn taten ihm leid. „Sie sind eingemauert," sagte er zu sich selbst und schüttelte traurig den Kopf. „Die Sonne kann ja nie auf sie scheinen." Es fiel ihm nie ein, daß er selbst in der gleichen Lage war. Er hatte alles von sich geschoben — Wünsche und Bedürfnisse — und geblieben war ihm als Anteil einzig und allein ein wärmendes Gefühl, die Teilnahme an dem Geschick aller derer, die unter dem Schatten der drückenden grauen Mauern litten. Er allein erkannte, woher das Uebel stammte — daher nannte man ihn verrückt, das wußte er wohl. Die andern glaubten, daß es die Mauern seien, und sie schimpften über sie. Blank aber kannte das Geheimnis, er allein! Darum lächelte er so eigentümlich.

Wenn dieses Gefühl sehr stark in ihm wurde, dann ließ er die Arbeit ruhen, und seine Finger tasteten über den Streichstahl hin. Alter Aberglaube haftete dem Instrument an. So manchem seiner Vorgänger im Handwerk hatte es geholfen und Schutz gebracht; die Spitze des Streichstahls hielt, wenn man sie richtig drehte, das Böse ab und rief das Glück ins Haus. Blank selber glaubte nicht an dergleichen; er bekam den Streichstahl sozusagen zwischen die Finger, ohne zu wissen, was er damit anfangen solle; es war eine Handlung ohne Sinn. In seiner Not begann er, den Streichstahl spitz zu feilen; das war schließlich die einzige Beschäftigung, die seiner Seele Ruhe gab. Es kam ihm selber als müßiger Zeitvertreib vor, und er schlug zornig nach dem Stahl, wenn die Manie ihn packte; und doch konnte er's nicht unterlassen.

Eines Tages wurde Blank und den andern Bewohnern des alten Vorort-Gebäudes gekündigt. Das Haus war jetzt ganz von Kasernen eingeschlossen und sollte niedergerissen werden, um einem modernen Bau Platz zu machen.

Seltsamerweise hatte Blank nie an diese Möglichkeit gedacht. Wenn er eines Morgens erwacht wäre und entdeckt hätte, daß die sperrenden Mauern wieder in die Erde gesunken seien, so hätte ihn das ganz und gar nicht in Erstaunen versetzt; es wäre ihm nur recht und billig erschienen. Daß aber der alte Kasten hier aus dem Wege geräumt werden sollte, um einer Kaserne Platz zu machen, das konnte er nicht in den Kopf bekommen. Es war, als würde die Welt selber weggesprengt, damit Platz für noch mehr Einfälle geschaffen würde; das hieß, alle Begriffe auf den Kopf stellen.

Aber Blank sah sehr wohl, was dahinter steckte. Jetzt war der Großhändler so aufgeblasen, daß er sich nicht mehr damit begnügen konnte, die Leute einzusperren — sie mußten aus dem Wege geräumt werden, um für ihn selber Platz zu schaffen.

Blank zog seinen besten Anzug an, steckte den spitzen Streichstahl unter die Jacke und ging hinüber und klingelte an der Tür des Großhändlers. Sein Blick war in der letzten Zeit seltsam unstet geworden, so daß die Leute Angst vor ihm bekamen.

„Es ist der verrückte Schuhmacher," hörte er das Mädchen im Zimmer sagen.

Nun kam der Großhändler selber herausgestürzt und starrte ihn verwundert an.

„Es handelt sich bloß um die Kündigungen," stammelte Blank und trat ins Haus.

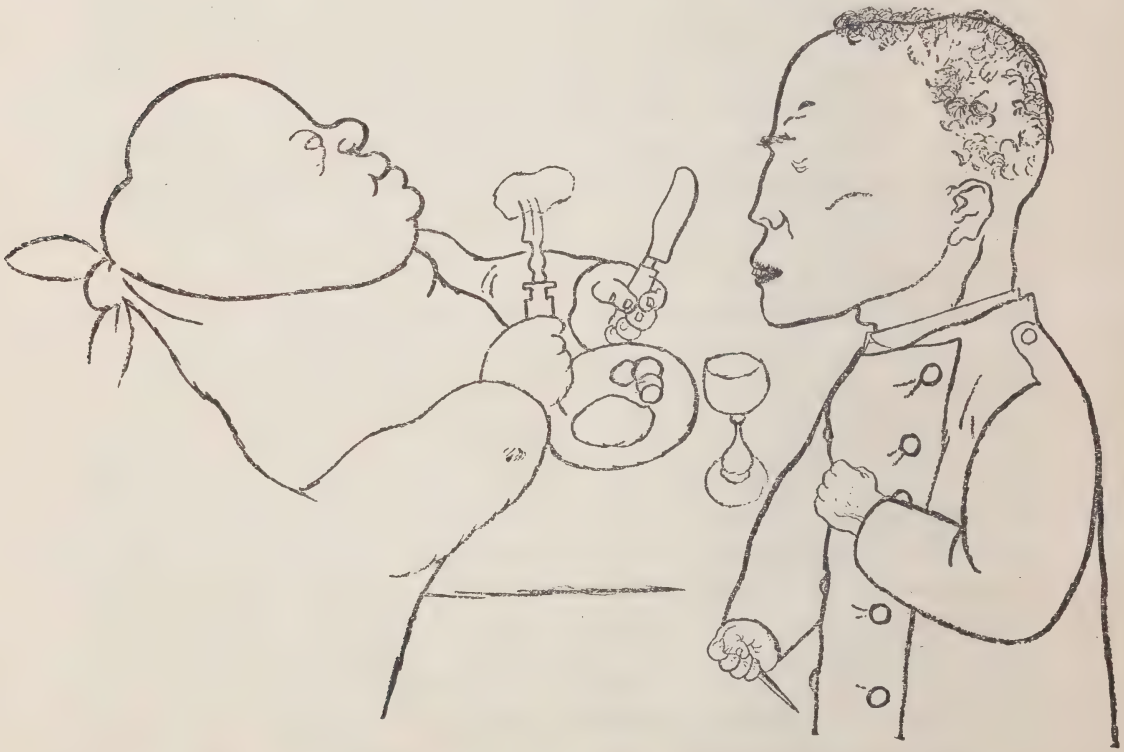
„Ja, was zum Kuckuck ist denn mit den Kündigungen? Meinen Sie vielleicht, daß sie nicht gesetzlich zulässig sind?"

„Doch, aber — du bist zu aufgeblasen — du wirst zu dick, du — und die andern können keine Luft kriegen. Und jetzt werde ich dich aufpieken, damit die Luft heraus kann —", sagte Blank stoßweise und setzte ihm den Streichstahl auf den Bauch.

Schuhmacher Blank kam ins Gefängnis, aber sein Gedankengang war zu sonderbar, als daß es Zweck gehabt hätte, ihn dort zu behalten. Wenn jemand eine Brandmauer mit einem dicken Großhändler verwechselte, so war das zu geistesschwach; und so einen Menschen konnte man nicht auf die Dauer als denkendes Wesen behandeln, man konnte ihn nicht an den normalen Gütern der Gesellschaft teilhaben lassen. Schnell wurde er in eine Irrenanstalt gebracht.

Dort sitzt er augenblicklich; und er glaubt, die Mauern mit seinem Streichstahl gesprengt zu haben. Die Tiefe hat sich ihm offenbart; er sieht den großen Zusammenhang und hängt sich nicht an gleichgültige Kleinigkeiten. Darum behält man ihn dauernd in der Anstalt.

Zuweilen hat er seine lichten Augenblicke, dann schöpft er seine Gedanken aus dem großen gemeinsamen Zuber. Und zu solchen Zeiten erörtert man, ob man ihn wieder der Gesellschaft übergeben solle. Aber glücklicherweise fragt er dann auf einmal, ob die Sonne jetzt auf den alten Kasten scheinen könne, oder ob man glaubt, daß er den Großhändler noch einmal anbohren solle.



„PAN A OCHO!“

Der Himmel über Andalusien ist so blau, so blau. Dort oben sitzt die Madonna, die Mutter des Schmerzes, und weint Segen auf die Menschen herab. Und auch Gott sitzt dort und übt sich in milder Schonung und hat viel damit zu tun, über alte Sündenregister zu quittieren, die die Heiligen mit Empfehlungen einsenden. Und was verrichten die Heiligen selber, wenn sie bloß ihr Quantum Olivenöl bekommen! Der eine kuriert Beinbrüche und beseitigt Hühneraugen; der zweite besorgt den Witwen gesetzte Liebhaber und den jungen Schönen stürmische Anbeter; der dritte sucht verlorengegangene Gegenstände auf und schafft Mieter herbei, die zahlungsfähig sind und keinen schreienden Nachwuchs haben. Die Erde wetteifert mit dem Himmel und den Heiligen und lächelt in dem tropischen Sonnenlicht. Sie hat den Fluch des Sündenfalls vergessen und zieht den Regen des Himmels dem Schweiße der Menschen vor.

Und diesen ist des Lebens bestes Elixir, der Leichtsinn, zur Selbsterhaltung zuteil geworden; sie sind genügsam im Alltäglichen und stellen unbegrenzte Erwartungen an die Zukunft. Was tut es, daß nur wenige die Mittel haben, den Wein des Landes zu trinken! Das Blut ist warm, der Mund läuft, wohin er Lust hat, die Gedanken sitzen auf dem Blocksberg. Sonne und Luft berauschen schon, und man bittet nur um ein Brot und um Zeit und Freiheit zu träumen. Die Stimmung läßt nicht nach, solange die Kastagnetten Triller haben, Las Coplas wandern gratis und unverwüstlich von Mund zu Mund, und bis zum siebzigsten Jahr sitzt einem der Fandango im einen Bein, La Jota im andern. Für den, der bloß einen Groschen für Brot hat, ist das Leben in Andalusien herrlich und leicht zu leben. Und die meisten haben soviel — in der guten Zeit.

Aber die Zeiten waren schlecht. Die Arbeiter hatten nichts zu tun und begannen zu betteln. Und die Bettler, die an der Straßenecke standen, ohne beachtet zu werden, begannen, ans Arbeiten zu denken. Das eine war ebenso aussichtslos wie das andere.

Und die Brotpreise stiegen. Sie waren schon bei zwanzig Pfennig fürs Pfund angelangt. In guten Zeiten kostete das Pfund nur zehn, und alte Leute erinnerten sich, daß es auf acht gestanden hatte. Damals konnte man wenigstens genug Brot bekommen, jetzt mußte man sich die Hälfte oder manchmal alles versagen. Das letztere führte natürlich zum Kirchhof.

Eines Tages versammelten sich die Handwerker von Granada und veranstalteten eine Prozession durch die Straßen, mit einer schwarzen Fahne an der Spitze. Vor der Wohnung des Präfekten machten sie Halt und schrieen nach Arbeit. Den Dreispitz in der Hand, kam der Präfekt in Gala auf die Veranda und erklärte, der hohe

Rat berate bereits über Vorschläge, wie der Not abzuhelfen sei. Er brachte ein Hoch auf den König aus und zog sich zurück, und die loyalen Handwerker gingen verdrossen heim. Nur die Bäcker beteiligten sich nicht an dem Trauerzuge; sie benutzten die Zeit dazu, den Brotpreis um noch vier Pfennige auf den Laib zu erhöhen.

Die Handwerker versammelten sich nicht mehr, aber der hohe Rat kam am Abend zusammen und erörterte die Begebenheit. Alle Mitglieder bewunderten das diplomatische Geschick, mit dem der Präfekt den Auflauf abgewehrt hatte, und man beschloß, einen telegraphischen Bericht über das Geschehene an die Regierung in Madrid zu senden und den Präfekten für einen Orden in Vorschlag zu bringen. Damit waren die Verhandlungen des Rates erledigt.

Granada liegt in einem Winkel der Vega, sozusagen zwischen den Zehen der Sierra Nevada. Unten in der Ebene wohnen die Wohlhabenderen. Aber die Stadt verläßt sie und die Ebene und steigt nach Albaicin hinauf. Hier auf dem steilen Abhang, wo ein Haus auf den Schultern des anderen zu stehen scheint und über die Vega hinstarrt, wohnen die Weberinnen. Die Stadt erstreckt sich noch weiter und besteht schließlich aus Baracken, die auf schmalen Terrassen hängen; und ganz oben aus zahlreichen Erdhöhlen in der Seite des Berges, die alle nach Süden gewendet sind. Hier hausen die Allerärmsten und die Zigeuner.

Außer diesen letzteren gibt es dort oben in den Höhlen, in Albaicin und den äußersten Baracken nicht viele Männer. Aber desto mehr Frauen, — Witwen, die durch den Verlust des Versorgers zu Armut gelangt sind, und andere Frauen, die niemals Versorger gehabt haben, nur eine flüchtige Liebe und deren dauernde Früchte. Ihnen hatte die Liebe nichts geschenkt; sie hatte sie selbst zu Versorgern gemacht — zu lebenslänglichen. Denn in Andalusien leben die Kinder von den Eltern, bis diese sterben.

Am Abend kletterte das Gerücht, daß das Brot auf 24 Pfennige gestiegen sei, bis hinauf zu den Erdhöhlen unter Sacre Monte.

„Bald können wir's nicht mit unserem eigenen Fleisch aufwiegen!" sagte eine spindeldürre Frau, die an ein Steinkreuz gelehnt stand und ihrem Kinde die Brust gab. Sie lachte gequält und nahm das Kind von der Brust weg. Sein Mund war rot — von dem Blut aus ihren Brüsten. Sie küßte das Blut von den Lippen des Kindes und legte sich auf dem Fußgestell des Kreuzes nieder, um auszuruhen. Später kamen Leute und trugen sie in eine Höhle hinein.

* * *

Auf dem Berge herrschte Unruhe, noch bevor es Tag wurde. Jene Mutter war in der Nacht gestorben; und die Leichenträger erschienen, um sie fortzutragen. Frauen liefen durcheinander; einige bekreuzigten sich vor der Leiche, andere riefen die Madonna an. Es war nichts Neues für diese Menschen, den Tod zu sehen; sie waren daran gewöhnt, ihn hinzunehmen wie alles andere, was das Leben brachte, und ihr leichtes Naturell half ihnen über alle Schatten weg. Aber die harte Wirklichkeit hatte ihnen etwas Neues aufgedrückt, ein Schicksalstropfen war auf sie gefallen; und sie fanden ein Wahrzeichen in der Leiche der Nachbarin, wie sie sie in der Nacht gefunden hatten mit dem kleinen Kinde, das auf dem erstarrten Körper herumkroch und nach der Brust

suchte. „Nun flieht der Hunger," sagte eine Frau, als der Leichnam von den halb-berauschten Trägern von der Höhe hinabgetragen wurde. „Jawohl, zum Kirchhof!" erwiderte eine andere.

In ihnen steckte die Panik, bereit zum Ausbruch. „Zum Kirchhof, jawohl!" Das war das Resultat. Die verzweifelte Aussicht tilgte alle phantastischen Hoffnungen, aber bloß, um die Wirklichkeit in die Wolken zu heben und ihr den Glanz der Phantasie zu verleihen, — die Wirklichkeit, sich satt essen zu können. Und im Wirrwarr der Gedanken und unter den vielen Rufen war einer, der traf und zündete: „Pan a ocho!" In diesem Schrei hatten die verworrenen, tastenden Gedanken ihre Formel gefunden, und er ging von Mund zu Mund.

„Pan a ocho!" — „Das Brot bis auf acht Pfennige hinab wie in alten Tagen!" Das war das Glück, das schwindelerregende Ideal, das niemand aufgab. Und jede Höhle hallte wieder von dem Ruf und entsandte ein zerlumptes, halbbekleidetes Weib in die Reihen.

„Pan a ocho!" Die Gedanken hatten ihren Ausdruck gefunden, der Wirrwarr nahm Richtung an. Die Schar bewegte sich bergab, den Pfad entlang, der im Zickzack verläuft und an allen Höhlen vorüberkommt. Schnell wuchs sie an, denn die Kinder der Armut sind zahlreich.

Wie häßlich sie waren, diese Frauen! Pockennarbig, schmutzig, mit Runzeln im Gesicht von dem grellen Sonnenlicht, das sie jahrelang gezwungen hatte, die Augen zuzukneifen; mit Schorf auf den Ohren und Schuppen auf den Schläfen! Die Not verschönt nicht. Aber die Sicherheit der Weiber wuchs mit ihrer Anzahl, sie erhitzten einander mit Geschrei und Drohungen, ergriffen Knüppel und Holzscheite und kratzten scharfe Topfscherben aus der steilen Wand des Pfades hervor. Und auf der andern abschüssigen Seite ließen sie Steine hinabrollen, auf die Dächer der Baracken hinunter, und kreischten: „Pan a ocho!"

Der Feldruf gellte in die Baracken hinein und gab Antwort auf ihre Träume, die Bewohner erwachten und zollten ihren Tribut: „Pan a ocho!" Wie ein kalter Wind wehte es über die Höhen, ganz Albaicin hörte den Ruf. Nur die Stadt da unten, die Stadt der Wohlhabenden lag schweigend im letzten Morgenschlummer.

Dort oben auf dem äußersten Rande stand eine Kirche. Auf dem Platz vor der Kirche war eine alte Kanone in die Erde gepflanzt. Die Frauen gruben sie mit ihren Nägeln heraus und rollten sie auf die Brustwehr. Da lag sie nun und wies verhängnisvoll auf die Stadt hinab — die Zeit hatte sie mit Erde geladen. Und die Scharen drängten weiter durch die hundert Gäßchen von Albaicin hinab.

„Pan a ocho!" Albaicin, die Stadt der Weberinnen, gab Antwort und leistete ihren Beitrag. Auch Männer wollten sich dem Zuge anschließen; sie wurden ausgepfiffen . . . „Wir brauchen sie nicht! Fort mit ihnen!" Und die Gassen spieen eine rasende, verwilderte Heerschar von Lumpen und Geschrei auf den großen Marktplatz aus.

Dort holte sie der Zug der Männer ein, die die tote Frau zum Leichenhause trugen. Sie war mit ihren besten Kleidern angetan und unbedeckt, wie es Sitte in Andalusien ist, und hatte die Arme über die Brust gekreuzt zum Zeichen, daß sie

Mutter gewesen war. Einem jungen Mädchen faltet man nur die Hände, und zwischen ihnen bringt man einen Strauß von nicht aufgeblühten Blumen an.

Der Schwarm erkannte die Tote. „Da ist sie! Seht, wie sie uns anlächelt!" rief eine Frau. „Sie ist eine Heilige, die Heilige des Brotes!" Ein wildes Geschrei brach los, und die Horde umringte die Leichenträger und nahm ihnen die Tote fort. Sie wurde in der Prozession von den fanatischen Frauen getragen.

Der Hunger war entfesselt, der zügellose, alles betäubende Hunger, aus zehntausend offenen Mündern schäumend. Heisere Flüche, schmutzige Rufe, wildes Gelächter erfüllten die Luft. Durch Zacatin trieb der Strom mit dem Leichnam an der Spitze nach Vivarrambla hinab. Die Fensterscheiben der Musterläden von Zacatin fielen, von Steinwürfen getroffen, klirrend zur Erde, Jalousien wurden eingeschlagen, Waren vernichtet.

Ein junger Gendarmericoffizier, der seiner Schönheit und eleganten Haltung wegen bekannt war, ritt vor und wollte dem Strome Einhalt gebieten. Man pfiff ihn aus und bewarf ihn mit Schmutz: „Hu, wie häßlich er ist!" — „Pfui, wie ekelhaft er zu Pferde sitzt!" „Werft nach ihm!" Diesem Angriff konnte er nicht standhalten; er wendete sein Pferd und ritt fort, während Kot und Scherben auf seine glänzende Uniform niederhagelten.

Man drang in die große Konditorei zu dem Vorsitzenden der Bäckerinnung ein. „Sag P a n a o c h o!" schrieen sie und zielten mit Steinen nach ihm. „Senjoras, Senjoritas!" sagte er zitternd. „Hier haben Sie Brot, Mehl, Kuchen. Nehmen Sie alles, was in meinem Laden ist; aber wagen Sie nicht, mich anzurühren!"

„Sag P a n a o c h o!" heulten fünfzig Stimmen.

„P a n a o c h o!" murmelte er.

„Hier kann er es wohl sagen, aber er soll es laut auf der Straße verkünden!" Und sie zerrten ihn aus dem Laden und führten ihn in ihrer Mitte fort. Durch Stöße und Schläge zwangen sie ihn, sich an dem Rufe zu beteiligen.

„Hört ihr, wie gut der Bäcker schreit?"

„Er hält es mit uns, die liebe Seele!"

„Wer sollte glauben, daß e r den Brotpreis erhöht hat!"

„Wie fett er ist, der Engel!"

„Und gutmütig!"

Man kniff ihn in Arme und Beine, faßte ihn unters Kinn und streichelte ihn; eine Zigeunerin, deren unteres Gesicht fast vom Lupus weggefressen war, machte Miene, ihn zu küssen. Er sank auf dem Bürgersteig um, halb vom Schlage getroffen, und blieb liegen.

Der Hauptschwarm mit dem Leichnam schwenkte bereits auf das breite Vivarrambla ein. Die andern eilten nach. An der Biegung überraschten sie eine junge Frau, die auf dem Wege nach der Kathedrale zur Morgenmesse war. „Sag P a n a o c h o!" schrieen sie und umringten sie lachend. Die Frau starrte in die verzerrten Gesichter, die unter den Pockennarben so rot waren, als hätte es Blut geregnet. „Jesus, Madonna, Mutter meiner Seele!" jammerte sie und sank zwischen den Rasenden in die Knie. „Was hab' ich getan, daß ich in solche Gesellschaft gerate?"

„Solche Gesellschaft! Hört ihr, sie spuckt auf uns!"

„Greift sie!“ schrieen einige. „Nehmt sie mit!“

Aber schon war der Hauptschwarm wieder in Bewegung: „Zum Präfekten! Zum Präfekten!“ Und man folgte und ließ sie liegen.

* * *

Der Präfekt wohnte am Rande der Stadt, von wo er die Vega und die Sierra Nevada überschauen konnte. Man war soeben aufgestanden, und alle Fenster des Palastes waren der Morgensonne geöffnet.

An einem der offenen Fenster des Erdgeschosses, hinter dem gebührenden Eisengitter, tanzte trällernd ein junges Mädchen. Sie war im kurzen Morgenkleide, und das Haar hing ihr lose über die Schultern herab. Ihre Augen waren groß. Sie übte sich in La Seviljana, und an den Händen hatte sie Kastagnetten, die mit langen, farbigen, über die zarten Handgelenke herabfallenden Seidenbändern geschmückt waren. Eine Weile holte sie tief Atem, denn sie hatte soeben getanzt. Dann schlug sie auf einmal drei lustige Takte an, stemmte die Hände in die Hüften, beugte sich vor und begann die kecken Hüftbewegungen des Tanzes, während sie sang:

„Ich liebe Bruder,
ich liebe Mutter,
ich liebe Vater — ach so sehr!
Und doch gibt es einen
— das will ich meinen,
— das will ich meinen —
den lieb' ich mehr.“

Nun hielt sie mit einem Ruck inne und ging in einen neuen Takt über. Die Arme flogen empor und bewegten sich in weichen Wellenlinien, auf und nieder, zu- und voneinander, während die Hände die Kastagnetten schlugen, die Füße tanzten und die Lippen das Geklimper der Gitarre nachahmten: „Plim plimmelim plim, kling — klang, kling — klang. — Eine heftige Bewegung zum Schluß, und dann beendete sie die Tour damit, daß sie wie ein Kreisel herumwirbelte und die Kastagnetten überm Kopfe zusammenschlug.

Und wieder begann sie von vorn:

„Möchten sie ach!
nicht fragen danach,
nicht fragen danach — Ma und Papa —
ob wohl ein Ritter
kam an mein Gitter
in voriger Nacht. Haha! haha!“

Und die Füße trippelten, die Kastagnetten schlugen, und die Lippen wiederholten: „Plim plimmelim plim . . .“

Mitten im Tanze hielt sie inne und lachte — sie hatte den Feldruf vernommen: „Pan a o c h o!“ Was mochte das bedeuten? Es klang so spaßig. Einen Augenblick stand sie da und lauschte, die Hände in den Hüften, auf dem Sprunge, den Tanz wieder zu beginnen. Dann machte sie ein paar kleine Hopser, um zu versuchen, ob

die neuen Worte sich nicht miteinfügen ließen: „Pan a ocho! Pan a ocho! Tra tra . . .“ Aber es ging nicht recht. Neue Rufe und neuer Lärm lockten sie ans Fenster, und da sah sie die ersten der Furien der Revolution vor dem Palaste herbeiströmen. Sie hatten einen Leichnam in ihrer Mitte, und das Mädchen hörte sie rufen: „Heraus mit dem Präfekten!“ Da floh sie ängstlich aus dem Saal.

Die Torwache wurde beiseite gestoßen, der Palast überschwemmt. Man führte den Präfekten im Triumphe hinaus, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung — nach dem Rathaus hin. Dort sollte das Oberhaupt der Stadt Gericht über die Bäcker halten und dem Volke Brot geben.

Er war ohne Kopfbedeckung und machte Einwendungen; aber es halfen weder Bitten noch Drohungen. Er mußte den Hexentanz mitmachen.

Auf dem Platz vor dem Rathause wurde Halt gemacht. Der Präfekt fand Gelegenheit, seinen Quälgeistern durch das Tor ins Rathaus zu entschlüpfen. „Gebt uns Brot!“ rief die Menge und wollte ihm folgen. Aber das Tor wurde zugeschlagen.

Eine Weile johlte und schrie man. Dann wurde der Lärm gedämpfter und ging in Gemurmel über. Aller Blicke waren zum Balkon hinauf gewandt; man erwartete, daß der Präfekt herauskommen und eine Ansprache halten würde, wie er es immer am Geburtstage des Königs tat. Aber der Präfekt ließ sich nicht wieder sehen.

Man stieß Drohungen aus, schrie nach ihm und nannte ihn feig und Verräter: „Er hat uns hintergangen!“ — „Er hält es mit den Bütteln!“ Die Fensterscheiben des Rathauses wurden eingeschlagen; und man machte Miene, das Tor zu sprengen. Ein paar Fußgendarmen rückten hinterm Rathause hervor, mit Steinwürfen wurden sie zurückgetrieben. „Der Präfekt!“ wurde geschrien. „Wir wollen mit dem Präfekten reden.“

Da ertönten Hufschläge auf den Straßen, reitende Gendarmen sprengten in Reih und Glied auf den Markt und hieben mit ihren Säbeln auf die Menge ein. Frauen wurden niedergeritten und zu Boden geschlagen, die Hintersten drängten nach, um den Säbeln und Pferdehufen zu entgehen, einige fielen hin, und ihre vor Schreck erstarrten Schwestern traten auf ihnen herum. Unter Flüchen und gellenden Schreien flohen die aufgelösten Scharen durch die Seitenstraßen fort und überließen den Platz den siegreichen Gendarmen und einigen verletzten Frauen, die an dem Gitter des Springbrunnens entlangkrochen, um zu entkommen. Und mitten auf dem Platze lag als der einzige standhafte der Leichnam der verhungerten Mutter, der Märtyrerin von gestern, der Heiligen von heute.

Die Regierung hatte endlich beschlossen, auf die Forderungen des Hungers zu antworten, und die Revolution der Frauen war vorbei.

DER GOTT DES LEEREN ZEREMONIELLS

Vor vielen Hundert Jahren, als die Menschen noch nicht so klug waren, wie sie jetzt sind, stand zu oberst an der Spitze des Staates ein Wesen, das sie den König nannten.

Es scheint, als ob sich der König — in einer noch weiter zurückliegenden Zeit — wirklich den Rang als der Trefflichste im Lande erkämpft hatte, und als ob er dann allmählich von der Entwicklung überholt wurde. Jedenfalls war er im Bewußtsein des Volkes nicht mehr der Trefflichste, sondern eher eine Art Gott — obendrein ein recht erbärmlicher Gott, der keine Kritik vertrug und durch Blasphemiegesetze geschützt werden mußte. Das Menschliche wurde nicht als Maß für ihn angewandt. Aus allem möglichen ausrangierten Flitter der Menschen wurde er in übernatürlichen Dimensionen aufgebaut; zu etwas taugen durfte er unter keinen Umständen, und er war der einzige in der menschlichen Gesellschaft, dem geradezu verboten war, etwas Nützliches zu tun. Es gab damals auf der Erde noch eine ganze Anzahl Menschen, deren Ideal es war, von der Arbeit anderer zu leben. Sie hatten viel zu sagen und konnten sich nichts anderes vorstellen, als unter einem zu stehen, der vollkommen in dem war, was sie für das Höchste hielten. So ging es zu, daß der König so wurde, wie er war, und weder einen Finger rühren, noch einen Gedanken denken durfte. Kribbelte es ihm in den Fingern, so bekam er ein Bündel Orden, um damit zu spielen; und hätte er nicht die Krone tragen müssen, so hätte er überhaupt keines Hauptes bedurft.

Mit blutiger Ironie hatte die Vorsehung in die Gestalt des Königs den Niederschlag alles dessen gelegt, was die Menschen im Leben am bittersten bekämpfen — den Müssiggang, das unfruchtbare Blendwerk und das Vorrecht der Erstgeburt — und es gleichsam zum Wahrzeichen des ganzen Volkes erhoben. Insofern erinnerte der König an gewisse Götzenbilder, die von älteren Barbarenvölkern aus reinem Golde errichtet wurden, behaftet mit aller menschlichen Schwäche — und die dann in erbittertem Schmähkultus verhöhnt wurden.

Der König aber wurde nicht verhöhnt — im Gegenteil. Das Beste von allem wurde für seine Tafel entsandt; schoß ein Mann einen fetten Hasen oder züchtete er eine ungewöhnliche Frucht: der König sollte alles haben! In allen Kirchen des Landes wurde für ihn gebetet; und gebar eine Frau sieben arbeitsfähige Söhne, so wurden sie sofort dem Gott des leeren Zeremoniells geweiht. Mitten in der eifrig emporstrebenden Menschheit, die sich ihren Weg mit aufrechtem Rücken und harter Arbeitsfaust zu bahnen suchte, stand der blendende Thron und mahnte den Rücken zu krümmen und emporzu k r i e c h e n; hoch über allem ehrlichen Tagewerk saß

der König wie ein strahlendes Symbol alles dessen, das da weder spinnt noch näht und doch ist wie Salomon in seiner Herrlichkeit.

Es fehlte ja nicht an klugen Männern, die das Verderbliche in diesem Mißverhältnis sehen konnten, aber sie gingen darum herum. Laßt ihn nur sitzen" sagten die Weisen des Landes — er ist die Gesamtheit aller ungesunden Phantasien der Völker; das ist das Billigste! Und er ist unsere einzige Erinnerung an die Sklaverei früherer Zeiten! — Je mehr er absticht, desto entschiedener markiert er, wie weit wir gekommen sind." — — So hüllten sie sich in Worte ein; und diejenigen, die den Feuerwagen des Fortschritts fuhren, mußten die großen Kurven wählen, um den Thron zu umgehen.

Eine humanere Zeit hätte sich wohl ein Bild aus Gold hergestellt, das dort oben figuriere; aber die Menschen standen damals auf einer sehr kindlichen Entwicklungsstufe — alles mußte leben! Selbst die Puppen sollten die Augen bewegen und „'n Tag" sagen können.

Dort saß also der König auf seinem Thron. Er durfte nicht viel sprechen, um nicht allgemeinen Menschenverstand zu verraten; darum gähnte er heimlich und langweilte sich — denn er war ja doch ein Mensch. Hier und da ging die Natur auch über die Erziehung. „Wäre ich doch bloß tot und begraben," sagte er zuweilen in ganz jämmerlichem Ton — „oder lebte ich zur Zeit meines Urgroßvaters! Damals durfte man sich wenigstens besaufen!"

„Pst!" flüsterte der Zeremonienmeister — „Majestät dürfen nicht denken — Majestät sind heilig."

Hier und da, wenn etwas Ungewöhnliches im Gange war, guckte der König von seinem Gipfel hinab. „Was treiben sie denn jetzt da unten?" fragte er. „Was ist denn das für ein Lärm?"

„Es ist das Volk das sich trainiert . . . Die Leute üben sich im Schritt für den großen Marsch vorwärts", erwiderte der Zeremonienmeister. Aber Majestät dürfen nicht den Hals recken. — S c h ö n!"

Da raffte der König sich auf, legte die Hände auf die Armlehne des Thrones und saß s c h ö n.

Und die Jahre verstrichen.

Eines Tages erwachte der König und lauschte.

„Ich höre einen seltsamen Gesang", sagte er. „Was sind das für Klänge in der Luft?"

„Das ist das Licht, das durch die Menschen tönt", erwiderte der Zeremonienmeister. „Einer von denen da unten hat herausgefunden, wie man Kranke mit Hilfe des Sonnenlichtes heilt."

„Ah — durch die Sonne der Gnade", rief der König lebhaft.

„Nein, nur durch die profane Sonne, Ew. Majestät!"

„Und der Glanz des Thrones?" fragte der König traurig.

„Der sticht immer noch gleich stark in die Augen, Majestät. Alle, die auf der Lichtseite leben, sonnen sich immer noch darin."

„Und das sind viele?"

Der Zeremonienmeister sah unwirsch drein: „S c h ö n sitzen, Majestät s c h ö n sitzen!“

Und der König saß s c h ö n , daß auf der ganzen Erde davon geredet wurde. Die Leute kamen von Ost und West und aus dem Lande hinter den drei Flüssen, um es zu sehen. Aber er wußte recht gut selber, wie er großartig sitzen konnte; und manchmal wußte er es so gut, daß es beinahe sein Tod gewesen wäre.

Eines Tages guckte er weit hinaus und sah zahllose Menschen bei der Arbeit. Sie waren im Begriff, eine breite, lichte Allee anzulegen, die schnurgerade zu seinem Sitz hinführte.

„Was hat man vor?“ fragte er ängstlich.

„Ach, das ist bloß der Haufen, der selber das Dasein in die Hand genommen hat,“ sagte der Zeremonienmeister mit einem Achselzucken. „Er ist im Begriff, einen sogenannten Lichtweg durch die Welt zu legen. Auf diesem Wege soll selbst der Niedrigstgeborene bis zum Gipfel des Thrones hinwandern dürfen — wenn er nur die Fähigkeiten hat.“

„Rufe die Cimbern und Teutonen!“ rief der König erschrocken.

„Existieren nicht, Ew. Majestät.“

„Dann die Sachsen, Slawen und Wenden! Wir müssen den Frechen Einhalt gebieten!“

„Existieren auch nicht, Ew. Majestät.“

„Dann laß mein Volk kommen — in tiefer Untertanenliebe!“

Der Zeremonienmeister zuckte mit den Achseln:

„Dann umgürte mich mit der Gewalt Gottes, zum Teufel! Damit ich selber die Vermessenen hinabstürzen kann!“

Der Zeremonienmeister lächelte.

„Ew. Majestät geruhen zu scherzen,“ sagte er.

Der König starrte seinen Zeremonienmeister an, und es lief kalt seinen Rücken hinab: „Ist denn alles Lüge?“

„Der Schatten ist Wahrheit!“ erwiderte der Zeremonienmeister und wies hinaus.

Der König folgte der Richtung des Fingers und sah, daß der Schatten des Thrones herabfiel auf den Lichtweg und sich grau und welk über das ganze Land legte. Da lächelte er. „Ich bin doch mit dabei — auf meine Art!“ sagte er. „Sieh, wie dort unten alles seinen Glanz verliert!“

„Das ist eben die unüberwindliche Kraft des Thrones,“ erwiderte der Zeremonienmeister. „S c h ö n sitzen, Majestät!“ Und der König saß s c h ö n.

Aber eines Tages erwachte wieder etwas Menschliches in ihm, und er konnte nicht mehr. „Was treibt mein Volk?“ fragte er niedergeschlagen. „Denkt es an mich?“

„Das Volk denkt nicht, Majestät! Das Volk arbeitet. Wollen Majestät selber hören!“

Der König lauschte — und hörte den endlosen Lärm von Fußtritten, schnurrenden Rädern und fleißigen Händen. Und es klang vor seinem Ohr, als wäre selbst der geringste Laut auf der Wanderung von ihm fort.

„Ist gar nichts von mir in dem Lärm?“ fragte er. „Schnurrt nicht ein einziges — bloß ein einziges Rad für mich?“

Der Zeremonienmeister schüttelte den Kopf.

„Ich bin überhaupt nicht mit in irgend etwas davon? Ist nicht wenigstens einer unter denen dort unten, der mich verflucht?“ Krank hing der König an den Blicken des Zeremonienmeisters.

„Das Volk wagt es nicht zu verfluchen,“ erwiderte der Zeremonienmeister. „Die Majestät ist heilig. S c h ö n!“

Aber der König hatte die Lust verloren. Er gähnte so laut und lange, daß der letzte Rest von Seele aus seinem Halse entwich und sich auf den Flug in den Raum hinaus begab — um den großen Troß der Menschheit einzuholen.

Er selbst blieb sitzen. Und er saß noch viele Jahre, taub und blind für das rinnende Leben; der einzige Laut, den er aufzufangen vermochte, war der Lobgesang der drei höchsten Rangklassen. Nichts hinderte ihn mehr, s c h ö n zu sitzen, und sollte es bis zum jüngsten Tage sein! Er ersaß sich nach und nach den göttlichen Schein, der dem Tode und der absoluten Dummheit eignet; er ersaß sich das große Rätselhafte. In all seiner Gottverlassenheit ragte er imponierend im Hintergrunde auf — d e r G o t t d e s l e e r e n Z e r e m o n i e l l s!

Und er hätte wohl noch immer da gesessen, wenn nicht die Nachhut der Menschheit im vorigen Jahrhundert einmal nach dem Thron geschlagen hätte, so daß er einstürzte.

Jetzt fällt es uns ja ziemlich schwer, uns vorzustellen, daß der König überhaupt einmal vorhanden war und verehrt wurde; das Ganze klingt uns wie eine Fabel. So schnell geht die Entwicklung vor sich.

DIE RABEN

Thurö, den 1. August 1914.

Wieder ist es Abend — nach einem Tage, der wie ein langer Alpdruck gewesen. Hier auf dem kleinen, verborgenen Thurö, wo die größten Ereignisse sonst die Geburt eines Kindes oder eines alten Menschen Tod sind, ist die Luft heute von den furchtbarsten Gerüchten durchglüht gewesen. Allen Schrecken eines Weltkrieges haben wir vorgegriffen, ehe noch der Krieg richtig zum Ausbruch gekommen ist. Wie ein Regen von Meteoren tauchten die Gerüchte auf — hinausgeschleudert von einem überhitzten Hirne hier, dort von einem zweiten, und machten den Tag zu einem Tag in der Hölle.

Doch jetzt ist es Abend — tiefe Dunkelheit. Die hellen Nächte sind vorüber, und über die vielen kleinen Sunde und Inseln hier vor Südfünen breitet die Nacht ihren schwarzen, schützenden Flügel.

Das Dunkel ist Erholung: Es bringt Ruhe in die Gemüter, die jetzt nach der langen Erregung erschlaffen. Die Leute sprechen und bewegen sich nur gedämpft, als seien sie im gleichem Raum mit einem Verstorbenen; und weit drüben auf dem Wege geht Büdners Ane dahin und schluchzt untröstlich. Ihr Mann ist zur Armee einberufen, und nun sitzt sie da mit einer Schar hungriger Jungen. Die Tränen sind den ganzen Tag geflossen — und keiner hat es vernommen. Der Abend hat auch für ihren Kummer Platz; jetzt ist er es, der alles beherrscht.

Draußen über den Sunden tauchen Lichter auf, um wieder zu verschwinden. Sind es Lichtsignale, vielleicht von fremden Torpedobooten? oder nur das gewöhnliche Kommen und Gehen von Aallichtern und Laternen? Vielleicht geht ein Mann mit einer Laterne am Strande einer der flachen Inselchen entlang — oder ein Boot ist draußen, um die Hebamme zu holen?

Weit drüben am Horizont entlang schimmert es wie von einem blinzelnden Auge — ein Schein schwingt sich in Zwischenräumen über den Rand empor, um eiligst wieder von der Dunkelheit gelöscht zu werden; hin und wieder dröhnt ein hohler Ton über das Wasser. Ist es nur Wetterleuchten — ein ferner Donner? Oder steht irgendwo dort draußen Kampf?

Ich sitze auf der Uferböschung unter einer hundertjährigen Eiche, die sich schwer über das Wasser neigt; zu meinen Füßen plätschert die Welle wie eine sanfte, eindringliche Stimme. Und mein Herz schlägt in dumpfen, panischen Stößen — alles erhebt Anklage in dieser Nacht.

Drüben vom Wege her klingt noch immer das Weinen der Frau herüber. Sie betrachtet sich schon als Witwe — und hat sie nicht auch Grund dazu? Millionen Frauen sind in dieser Nacht untröstlich wie sie — und der Schöpfung höchstes Wesen weiß kein Mittel, ihre Tränen zu trocknen. Es ist demütigend, ein Mensch zu sein in dieser Blutzeit.

Das also ist das Resultat des Einsatzes der großen Männer, des Kulturstrebens der gesamten Menschheit, unserer himmelstürmenden Ideen und unseres alles umspannenden Mitgefühls mit der ganzen Welt. Fleischspeise! Die Menschheit im Begriff, sich selbst zu Hackfleisch zu zerstückeln — zur Nahrung für die Tiere!

Horch, wie es seltsam flüstert unter des Himmels schwarzer Wolkendecke — wie von Zugvögeln des Herbstes. Sind es Engel — auf dem Wege zur bedrängten Menschheit, um ihr den Weltfrieden zu bringen?

Nein, es sind nur die Raben, die gen Süden fliegen. Frühzeitig beginnen sie in diesem Jahre, die Nächte zu verfinstern. Still! Singen sie nicht?

Wir sind die Raben,
Schutzgeister des Menschen,
Herrscher am Walplatz.
Flieget, flieget!
Die Federn am Halse
Noch klebend vom Blute
Der letzten Schlachten,
Rufet uns wieder
Der Gong des Alls
Zum Festgelage.
Segelt dahin,
Breitet die Schwingen
Zu weiter Fahrt!
Danket dem Manne,
Dem Göttermenschen,
Er tötet Bruder
Und Kind und Mutter,
Schändet in Wollust den Weltensaal,
Nur um zu häufen zum Rabenmahl.
Ein Dank ihm — und vorwärts
In starkem Flug!
Eilet, ach eilet!
Hört, der Mensch mordet —
Er fleht zum Himmel!
Wir fliegen, wir kommen,
Den Schatten des Schlachtfelds
In unseren Schwingen!
Schwärzer sie sind
Als das Grauen der Nacht!

Ein Rabe gleitet hernieder und schwingt sich in die Eiche über meinem Haupte ein; ich höre ihn schwer mit den Flügeln schlagen, ehe er das Gleichgewicht erlangt. Dann gellt sein heiserer Ruf durch die Luft. Drüben im Frieden-Walde über der Thurö-Bucht antwortet eine junge Stimme:

— Was gibt es, Walrabe?

Der alte Rabe schlägt schwer mit den nachtschwarzen Flügeln:

— Von dannen, von dannen!

— Warum sollen wir schon gen Süden ziehen? fragt es von drüben zurück. — Es ist ja noch Sommer, und hier gibt es Nahrung genug — in Hülle und Fülle in diesem Jahre! Die Küken fangen jetzt an, gut zu werden!

— Komm nur! Du sollst bekommen, was besser ist als Küken. Herzen sollst du fressen — und Leber und Lunge, alles von einem Tiere, das nicht mit Gold aufzuwiegen ist! Komm nur!

— Und wie heißt das Tier?

— Der Mensch!

— Ha, ha, Walrabe! Du glaubst, du könntest mich belügen, weil ich jung bin. Weiß ich nicht sehr gut, daß der Mensch sein Fleisch hoch anschlägt, und daß der Tod dem bestimmt ist, der daran rührt? Der Mensch sagt selbst, so müsse es sein, weil sein Leib gen Himmel fahren soll, um dort in Glanz und Herrlichkeit aufzuerstehen! Sein Fleisch ist Götterspeise, spricht er!

— Der Mensch sagt so vieles, mein Sohn. Und hat er genügend mit erhabenen Worten um sich geworfen, dann sammelt er alle seine jungen schönen Männer auf einem großen Felde und läßt sie einander hinschlachten. Erst schießen sie sich gegenseitig nieder, und wenn das Feld mit Leichen ganz bedeckt ist, jagen sie mit Pferdehufen und Kanonenrädern darüber hin, daß das ganze zu einem dampfenden Brei wird. Bei Solferino sah ich ein Tal zwischen Felsen, das glich einem ungeheuren Kochkessel voller Hackfleisch, das mit Blut und Knochen zusammengekocht wird.

— Kamen die Götter dann nicht herab und aßen?

— Nein, die Götter mußten im Himmel bleiben, um für alle Menschenseelen Platz zu schaffen, fünfzigtausend kamen auf einmal und begehrten Einlaß. Doch da entsandten sie uns Raben. Wenn die Menschen dem Himmel ihr großes Schlachtopfer darbringen, läßt der sich immer durch die Raben vertreten. Darum, mein Kind, wird der Mensch Rabenspeise und nicht Götterspeise genannt! — Also komm!

— Was soll ich aber jetzt dort? Es herrscht doch kein Krieg!

— Hörst du nicht das Sausen in der Luft und unserer Freunde Walruf? Die Raben ganz Nordlands sind auf dem Weg gen Süden — zum großen Schlachtfeld.

— Hat das Schlachten denn schon begonnen?

— Nein, doch steht es nahe bevor! Aber laß jetzt dein törichtes Fragen und komm!

— Doch woher weißt du dies alles, Vater Walrabe?

— Wenn der Erde mächtige Herrscher mit dem Herrgott Brüderschaft trinken im heiligen Sakrament des Altars und einen Bund mit dem Himmel schließen — dann steht das Schlachten bevor. So war es vor Solferino und Gravelotte, vor Mukden und den Balkankriegen, und so wird es auch diesmal gehen. Horch, und du wirst die Potentaten Messe singen hören. Ehe zwei Tage vergangen, fließen Europas Ströme über von Menschenblut.

— Ich komme, ich komme! Soll ich nicht auch die anderen Vögel des Frieden-Waldes herbeirufen?

— Du bist ein Kind! Das Fleisch des Menschentieres können nur die Raben vertragen — alle anderen Geschöpfe würde es vergiften. — Nun komm!

— —

— Laß dich einen Augenblick hier auf dem Zweige nieder und ordne deine Schwingen — wir haben eine lange Reise vor uns. Glätte deine Steuerfedern gut und fülle deine Knochen mit Leerheit. Deinen Halskragen mußt du ein wenig zurechtstutzen — ehe der morgige Tage zur Neige gegangen, darfst du ihn vielleicht in eines Menschen dampfenden Eingeweiden vergraben!

— Und wenn man mich niederschießt?

— Haben die Menschen erst einmal Blut gerochen, so töten sie sich nur gegenseitig — ihr Blei ist ihnen zu kostbar für dich. Sind sie gut damit versehen, so richten sie es lieber auf Greise, Frauen und Kinder in den Dörfern, die sie durchziehen.

— Sind es denn Teufel, Vater Walrabe?

— Ja, aber nur auf dem Grunde ihrer Seele. An der Oberfläche sind es die erhabensten Wesen, die die Schöpfung birgt. Und wenn sie Frauen und Kinder morden, so geschieht es im Namen des Friedens — auf daß nicht neues Kriegsgezücht aus ihnen erstehe. Alles, was die Menschen überhaupt unternehmen, geschieht im Namen des Friedens. Darum nennen die Kaiser der ganzen Erde sich auch Friedensfürsten. — Kennst du Pulver und Blut?

— Pulver habe ich gerochen — ein Knabe schoß einst im Frieden-Walde nach mir.

— Es ist eine herrlich berauschende Mischung. In ihren Dünsten habe ich gesehen, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde seinem verwundeten Kameraden den Todesstoß gab und ihn seiner Uhr und seines Geldes beraubte — statt ihn auf die Schultern zu nehmen und zur Ambulanz zu tragen. Und ich habe beobachtet, wie alte, erfahrene Raben trunken über das Schlachtfeld taumelten und geradeswegs in die Kanonenmündungen fielen. Gib also acht, daß es dich nicht berauscht.

— Oh, ich kann einiges vertragen. Komm nun, Vater Walrabe!

— Ja, nun ist der größte Schwarm vorüber, und es ist Platz für deine ungeübten Flügel. Ein Wort noch. Die Menschenaugen fordere ich für meinen Schnabel. Dafür überlasse ich dir das Herz — überhaupt alles, was die Menschen selbst die edleren Teile nennen. Aber übe Vorsicht! Bei Solferino wäre ich beinahe in einem Soldaten hängen geblieben, den eine Kugel ins Herz getroffen, und als ich endlich meinen Kopf befreit hatte, stak mein Hals in einem Brief. Der war von Frau und Kindern des Soldaten. Die Kugel hatte den Brief durchbohrt und einige Fetzen mit ins Herz hineingerissen. Ich brauchte einen ganzen Tag, um die Geschichte zu verwinden.

Schwingen wir uns denn hinaus! Lange Stöße, lange Züge! Sing mit, Sohn — es füllt die Lungen:

Wir sind die Raben,
Schutzgeister des Menschen.
Auf gebreiteten Schwingen
Fliegen wir südwärts,
Den Schatten des Schlachtfelds
In unseren Federn;
Schwärzer sind sie
Als selbst die Nacht.

Unser Gekrächz
Zeugt vom Schrecken des Todes, —
Des Todeskampfes,
Der einsam und fern
Von guten Augen
Und lieben Händen
Sein Ende findet, —
Des Tods mit dem eisernen Stahl im Herzen.
Flieget, flieget!

EINE BEGEGNUNG

(Frühjahr 1910.)

In den Gräben gluckst das Frühlingswasser, murmelt und verschwindet im Erdreich. Wo es hineingedrungen, ist fetter, brodelnder Schlamm zurückgeblieben, der in der Sonnenwärme sich belebt. Es wälzt sich über- und durcheinander drunten im Morast, und davonkriechend zieht es schleimige Spuren; die Erde liegt da wie ein fruchtbarer Schoß. — Kälte und Wärme wechseln beständig in ihr. Nach aller Voraussicht bekommen wir ein gutes Jahr.

Wir bedürfen dessen freilich auch. Die Schweine haben sich diesen Winter eine Zeitlang mit der halben Ration Korn begnügen müssen, und die Armen — —. Freilich, sie sollen ja nicht nach Gewicht und Fettgehalt verkauft werden! Sie brauchen sich während der kargen Zeit nur zum Winterschlaf niederzulagern — im Grunde haben sie also leichteres Spiel! Und außerdem haben wir ja die Wohltätigkeit!

Für diejenigen aber, die die Maschine in Gang halten, ist es eine harte Zeit gewesen, mit Einstellung von Betrieben — und Zusammenbrüchen. Wieviel Pläne sind ihnen in diesem Winter zu nichts zerronnen: Reisen nach dem Süden, Winterbälle, Soupers nach der Première — alles Lebensgüter, für die der Arme mit seinem ewigen Jammern um eine Brotrinde keinen Sinn hat. Uebrigens hielt er mit seinem Jammern inne, als die anderen begannen — das ist nun einmal seine Art.

Ein seltsamer Winter ist es gewesen — der merkwürdigste seit Menschengedenken, sagen alte Leute. Alles, was der Fürsorge des Herrn selbst anvertraut ist, hat sich gut durchgefochten — so milde war es. Schon Anfang Februar sangen die Lerchen vom Frühling, vielleicht sind sie auch garnicht fortgewesen? Die Erde war kaum von Schnee bedeckt, und Frost hat es garnicht gegeben. Der Maulwurf hat sich diesmal um seinen Winterschlaf gedrückt, dicht unter der Erdkruste hat er die ganze Zeit Jagd halten können. Als Ende Januar der große Schneefall kam, nahm er ihn als ein Erlebnis mit in Kauf. Ich beobachtete die seltsame Erscheinung, daß er seine schwarzen, frischen Hügel an die Oberfläche der ellendicken Schneedecke warf.

Für die kleinen Vögel sind es eitel gute Tage gewesen — ein gesegneter Winter für all das kleine Kruppzeug, dem es vor der Kälte graut. Außer für den Armen —, er hat gründlich fühlen müssen, daß er außerhalb der Gemeinschaft steht. Wo alle anderen kleinen Geschöpfe — deren Wohl und Wehe hauptsächlich von der Natur abhängt — sich gut durchgeschlagen haben, hat es für ihn keinen Brocken zu brechen und zu beißen gegeben. Sonst war es immer die Natur, die winters die Tür zur Speisekammer schloß — sowohl für den armen Teufel wie für des Herrgotts anderes Kleinvieh; aber dieses Mal war die Erde ihm — nur ihm! — unbarmherziger verschlossen, als wäre

sie fest zugefroren gewesen. Er allein war auf den Abfall der Futterkästen angewiesen, die die Gesellschaft hinausstellt. Er empfindet es als einen Schimpf, ausgestoßen zu sein und verfällt in dumpfes Grübeln. Wird die Arbeitslosigkeit sich nun auch in guten Zeiten einstellen? Gibt es auch andere Mächte als den Winterfrost, die die Kraft haben, die Schiffahrt aufzuhalten und die Erdarbeit zu sperren? Aus diesem Neuen erstehen schwere Folgen — bis in die ferne Zukunft.

Ich kann es nicht unterlassen, mich mit diesen Dingen zu beschäftigen, wenn ich meine Morgenwanderung über Land mache. So hat sich das Dasein in meiner Kindheit nie für uns geartet — sozusagen den Regeln der Natur entgegenlaufend. Etwas Neues hat sich eingestellt — damals hausten die Feinde des Armen bei offenem Tageslicht.

Am Giebel der verfallenen unansehnlichen Hütten gehen die Männer entlang mit scheelem Blick, mager und zu Boden gedrückt vom langen Müßiggang. Rund um sie her liegt die Arbeit zuhauf und wartet ihrer; es gibt so vieles zu verrichten wie wohl nie zuvor, und die Früchte sind reif zur Ernte. Aber die, welche gnädigst die Arbeit unter die schaffenden Hände verteilen, wollen nichts von ihnen; sie haben sich auf dem Winterlager ausgestreckt zu tiefer Ruhe, eine schwere tote Tatze über des Armen Dasein breitend.

Kann sie denn nicht von ihnen genommen werden, diese Todeslast? Vorläufig begreifen sie nichts von allem, sondern stieren nur wirr hinaus, die Augen von panischem Schrecken erfüllt. Krise, sagt man ihnen — für ein schlecht Ding ist ein Name so gut wie der andere! Arbeit und willige Hände — mehr hat die Welt noch nie bedurft, um etwas ausrichten zu können; und von beiden ist genug vorhanden, so viel kann wohl ein jeder sehen. Doch eine willkürliche Macht zwingt sie, dennoch tatenlos einherzugehen. Die nächste Stufe wird wohl sein, daß die tote Zeit sich auch zum Sommer einstellt — und wo soll dann alles enden?

Ich kenne die meisten der Hüttenbewohner, doch heute wollen sie nichts mit mir zu schaffen haben. Erblicken sie mich, so schleichen sie auf die andere Seite der Hütte.

Oben am Königsweg hält ein gewaltiges Luxusauto allerneuesten Typs. Menschen stehen nicht dabei; aber ein Stückchen weiter unten in den Feldern, die in endlosen Flächen sich über Tibberup und Espergaerde hinziehen und eine prachtvolle Aussicht über den Sund und die schwedische Küste gewähren, geht eine in Leder gekleidete Gestalt umher und schreitet das Erdreich ab. Die Arme hängen sonderbar tot von den Schultern herab, und die Person erfüllt mich mit heftigem Unbehagen, ehe ich noch ihr Gesicht gesehen.

Plötzlich — so plötzlich, daß ich zusammenfahre — wendet der Mann sich um und kommt mir schnell entgegen, eine unheimliche Erscheinung! Das Antlitz ist aschgrau und ohne Wärme, seine Arme reichen nur bis etwas unterhalb des Ellenbogens — er hat keine Hände! Ich habe jetzt lange die schweren, müssigen Hände allzu lebhaft vor mir gesehen, und der Anblick eines Wesens ganz ohne Hände läßt mich im Entsetzen zusammenschaudern.

„Schöner Morgen!“ nickt er, „Das richtige Wetter, um über Land zu fahren!“

„Sie sind wahrscheinlich draußen, um ein Villengrundstück zu suchen?“ frage ich — „die Aussicht hier ist auch prachtvoll.“

„Nein, ich bin nur draußen, um vor dem Frühstück ein paar Höfe zu zerschlagen — zu Villengrundstücken nämlich!"

„Daran ist eigentlich im Voraus kein Mangel. Halb Seeland liegt in Parzellen zerteilt danieder und trägt Disteln — statt des Kornes, das dort wachsen sollte."

„Was sollte dort wachsen?" er blickt mich verständnislos an.

„Brotgetreide!" sage ich ein bischen scharf.

„Nun ja, natürlich, Brotgetreide, selbstverständlich — was sollte auch sonst dort wachsen. Verzeihen Sie, daß ich nicht gleich begriff." Seine Stimme klang spottend. „Brotgetreide, jawohl, was sonst! Anderes darf ja auf der Welt nicht wachsen. Und trotzdem erschallt ein ewiges Geschrei nach Brot. Ernstlich, mein Verehrtester, begreifen Sie, wer all das Kreaturfutter verzehrt? Ich für mein Teil bin kein Brotfresser, meinetwegen mag man ruhig alles Brotgetreide von der Erdoberfläche vertilgen!"

„Ja, dann betrifft es freilich nicht Sie!"

„Nein, nicht wahr? Und ich muß bekennen, ich habe nicht einen Gedanken darauf verwendet, was da wächst oder nicht wächst. Die nützliche Seite des Daseins interessiert mich überhaupt nicht — ich bin kein Utilitarier. Wo ich eine Chance entdecke, greife ich ohne Gewissensbisse zu. Ziele und sonstige Lächerlichkeiten überlasse ich den Ide-, Ide— —, na, nennen wir sie in Gottes Namen Idealisten; Leute Ihres Schlages meine ich. Sie wollen ja auch leben."

„Sie sind Kapitalist vom reinsten Wasser!"

Der Fremde lachte höhnisch. „Kapitalist — herrje! Eines dieser Individuen, die ein paar lumpige Tausende oder Millionen ihr eigen nennen, wie? Vom reinsten Wasser — gemach, gemach! Aber ich bin doch etwas mehr, wenn Sie es denn wissen wollen. Ich bin der Geist des Kapitalismus selbst, seine Idee! Ja, betrachten Sie mich nur gründlich, da ich Ihnen nun einmal gradeswegs in die Arme gelaufen bin. Ich habe Ihnen und den anderen immerhin etwas zum Nachdenken gegeben: M e i n Geist ist es, von dem alle besessen sind, die Teil am Wettlauf nehmen; in meinem Namen verschlingt der Starke den Schwachen und wird wiederum von dem noch Stärkeren verschlungen. Beginnen Sie die Folgen hiervon zu verstehen? Sie sind nicht eben zu Ihren Gunsten. — Gegenseitigkeit ist ein Gefühl der Unterklasse, nur dazu angetan, niederzuhalten; aber selbst bei einer Lebensrettung ist der wichtigste Griff der, womit man den Ertrinkenden von sich stößt. Darum sind Sie auf irriger Spur, junger Mann! Sie wollen alle an den Gütern des Lebens teilhaben lassen — Sie zerstreuen! Mein Ziel ist, alles in einer Hand zu sammeln — einer einzigen — verstehen Sie? — und die übrige Welt zu Proletariern zu machen! Das ist das Ideal des Kapitalismus — dessen tiefste Idee — und ich bin auf dem besten Wege sie zu realisieren. — — –

„Nein — Sie haben sich mein Aussehen anders gedacht — ein elender Krüppel, von Ihrem erhabenen Nützlichkeitsstandpunkt aus betrachtet. Enttäusche ich Sie, Verehrtester? — Apropos Nutzen — Sie, der Sie in diesen Dingen bewandert sind, wo steht es eigentlich geschrieben, daß man nützlich sein soll? Und was ist Nutzen, mein guter Mann? Sie nennen das vermutlich Nutzen, viele lebende Wesen zu erhalten. Ich nenne es Verschwendung, wenn wenige alles verrichten können. Ich sehe nicht ein, warum man jene Art von Individuen am Leben erhalten soll — wenn

man ihrer nicht bedarf." Er wies mit dem Armstummel nach einer der Hütten hinüber, wo ein von der Arbeit gebeugter Erdarbeiter geschäftig bastelte.

„Das ist der Fröhliche Jakob," sagte ich. „Ein verbrauchtes Gestell ist er, aber gut gegen die Kinder und die Frau. Er gehört zu den Vielen, die nach besseren Zeiten seufzen."

„Ich fürchte, er und die anderen werden vergebens seufzen dürfen. Krise, sagen Sie vermutlich — ebenso wie alle anderen; aber wissen Sie denn auch, was das eigentlich ist? Ich bin dabei, mich zu konsolidieren; das ist es, was — unter uns gesagt — vor sich geht. Der Kapitalismus ist im Begriff, sein Gebiet zu begrenzen — das Ungeheuer, das allesumspannende, zieht sich wieder zusammen. Ich habe Wehen, wissen Sie — Krisen; und durch jede Wehe wird eine neue Schar Geschöpfe außerhalb des Daseins gesetzt. Mit dem Mittelstande und dem kleinen Gewerbetreibenden bin ich seit langem fertig, nun ist dieser hier an der Reihe — die fleißige Faust! Sollte es wider Erwarten nicht glatt abgehen, so schieße ich mit ein bischen General-Lockout hinterdrein; ich überlege mir es schon. Es ist wahrlich an der Zeit, sie aus dem Dasein zu befördern, diese veralteten primitiven Wesen, die die Produktionsunkosten dadurch belasten, daß sie Frau und Kinder erhalten müssen — und die jetzt obendrein mit einer Seele aufwarten, auf die Rücksicht genommen werden soll, die uns teuer zu stehen kommt. Der Arbeiter, dieser Urtyp einer Maschine, dürfte wirklich dem Industriemuseum überwiesen werden; und das zu tun, bin ich gerade im Begriff. Haben Sie ein einigermaßen feines Ohr, so werden Sie die Maschinen gleichmäßig durch die Arbeitslosigkeit surren hören; diese ist nämlich nicht mehr absolut identisch mit Stillstand der Betriebe. Was hergestellt werden s o l l , wird es auch, mein Guter. Die berechtigten Anspruch darauf besitzen, Bedürfnisse zu haben, sind nicht viele an der Zahl, und es werden noch weniger werden. Auf der anderen Seite werden die Maschinen immer vollkommener. Wir nähern uns der Lösung der sozialen Frage.

Sie wäre übrigens schon gelöst, hätten Staat und Gemeinden nicht künstlich einer Unzahl Individuen, hinter die der private Betrieb schon längst ein Kreuz gemacht hat, Schutz geboten. Ich denke an all diese kleinen Angestellten, Kondukteure usw. Wenn das Privatkapital allein zu bestimmen hätte, so würde es bald das Ganze automatisch machen; die Maschinen arbeiten nun einmal besser — und stellen keine dummen Forderungen. — — D i e f l e i ß i g e n H ä n d e —, wie das im Grunde klingt, mein Lieber! Lassen Sie uns doch darüber einer Meinung sein, daß die, welche mit den Händen arbeiten, keine Menschen sind; der Mensch braucht nur das Gehirn. Darf ich das Vergnügen haben, mit Ihnen eine Fahrt in meinem neuen Auto zu machen? Es ist wirklich sehr gut."

„Ihr Chauffeur ist doch aber nicht hier!"

„Ich brauche keinen Chauffeur. Sehen Sie den Helm dort auf dem Ständer? Habe ich ihn auf dem Kopfe, so nimmt das Auto den Befehl direkt von meinem Hirn entgegen; das ganze ist sehr einfach, die Maschine ist auf dem besten Wege, sich selbst bedienen zu können. Mein Ziel ist wie gesagt, alles in einer Hand zu vereinigen, und darum ist es notwendig, sich von allem unabhängig zu machen. Und in erster Linie von diesen begeiferten f l e i ß i g e n H ä n d e n , die alle Sentimentalität der Gegenwart auf sich ziehen.

Sie blicken mich so boshaft verstehend an! Jawohl, selbst fehlen mir die Hände. Ich wurde so geboren — der Mangel ist vermutlich durch eine tiefe Antipathie in mir entstanden. Ach, ich neide gewiß keinem diese fünffingrigen Pfoten, die den Menschen daran hindern, sich frei zu machen. — — — Sie wollen nicht fahren? nun wohl, gehen wir also. Erweisen Sie mir nur den Dienst, die kleine Drahtleitung dort auf meiner Mütze anzubringen — so danke! Der Hände Hilfe gänzlich zu entbehren, ist mir noch nicht gelungen; ich habe es noch nicht erreicht, meine Gedanken drahtlos auf das Auto zu übertragen. Doch das kommt noch."

Wir schlenderten langsam den Weg hinauf, die schwerfällige Maschine folgte uns getreulich auf den Fersen, wie ein Hund, der an einer dünnen Leine geführt wird. Der Fremde starrte geradeaus, die weißen Zähne wurden bei seinem scharfen Grinsen sichtbar:

„Je nun, warum es ableugnen — ich hasse diese dummen Hände, die obendrein zu drohen wagen. Der Müßiggang läßt düstre Gedanken in seinen unfreiwilligen Opfern entstehen, behauptet man ja; mag sein, daß sie hineinstürmen und die Maschinen zerschlagen, um selbst heranzukommen, — und die Entwicklung einen langen Schritt zurückbringen! Ich habe aber auch diese Möglichkeit vorausgesehen; bei dem geringsten Murren setze ich sie auf Minimalration — Hungersnot, verstehen Sie! Sie ist eine meiner besten Bundesgenossen; es existiert überhaupt keine andere Hungersnot als die, die ich ins Werk setze. Ich könnte sie alle zugrunde richten wie die Fliegen und die Natur die Schuld daran tragen lassen, den Ertrag der Erde zerstören, daß sie innerhalb weniger Tage umkämen, unterernährt wie sie — unter uns gesagt — sind. Ich liebe den Gedanken aber nicht, denn wer soll sie aus dem Wege räumen? Sie sehen, ich bin nicht sentimental, ich lasse sie einfach sich selbst beiseite schaffen — hungere sie aus, das Ende kommt dann von selbst. Mumien riechen bekanntermaßen nicht. Die kleinen Kinder haben ja die geringste Widerstandskraft — besonders, wenn sie keine Muttermilch bekommen. Darum lasse ich auch die Arbeitslosigkeit nicht die Frauen entgelten, die Säuglinge haben.

Sie meinen, ich sei ein Teufel, Verehrtester? Ich schmeichle mir jedenfalls damit, Satans göttlich kaltes Hirn zu besitzen. Kann man sich eine teuflischer großartige Erfindung als die meine denken? Geld, das ist Blut und Schweiß und Tränen der Menschheit selbst — alles was sie gewirkt und gewünscht und erträumt hat — eingeschlossen in ein kaltes Metall. Wertmesser, wie bitte? glauben Sie wirklich auch an den Unsinn? — es war übrigens nur ein Witz von mir! Nein, aber ein herrlicher Akkumulator für alle Werte ist es bei Gott, — das Geld; ein großartig einfaches Mittel, alles zu umspannen und die Welt zu beherrschen — das einzig mögliche. Durch Geld kann ich, so lächerlich es klingt, alles am Leben erhalten oder vernichten, wie ich eben will. Ich kann sämtliche Lebensbedingungen der Welt in meinen feuer- und diebessicheren Geldschrank einschließen — ist das nicht genial?

„Meine Erfindung hat noch eine vortreffliche Eigenschaft, es klebt kein moralisches Vorurteil an ihr — Geld riecht nicht! Jedes andere Gewerbe verpflichtet den Ausübenden im Hinblick auf Schönheit oder Nutzen; ich aber bringe mit Freude die nützlichen Gewerbe zum Stillstand und setze stattdessen Torheiten in Gang — wenn ich meinen Vorteil darin erblicke. Und tatsächlich: eine falsche Spekulation

ist häufig mehr wert für mich als eine gute; ich gedeihe am besten dort, wo etwas zerbricht. Das Elend ist mein Element!"

„Halb Nordseeland liegt verwüstet da, in öde Villengrundstücke eingeteilt — Sie waren bereits so freundlich, mich darauf aufmerksam zu machen. Ich wußte es übrigens, junger Mann — ich habe selber daran gehaucht. Nein, Korn wächst freilich nicht auf ihnen — stattdessen wachsen dort aber Taler! Kein Erdboden ist so gut für das Gedeihen von Geld wie der, der mit Schwindel gedüngt ist. Ja gewiß, mein Dasein läuft in entgegengesetzter Richtung zum Lebensstrom, mein Element ist der Venen unreines zurückfließendes Blut. Die Lösung der großen Nahrungsfrage ist auch niemals meine Sache gewesen; im Gegenteil, der Vielen Wohlergehen ist für mich nicht günstig. Na, mein Ehrgeiz liegt auch nicht gerade auf diesem Gebiet. Ich habe in meinem Dasein mehr Kornfelder niedergebrannt als ich besäte.

In dieser Zeit feiere ich übrigens einen Triumph. Ich habe es versucht, unwirksam dazuliegen und herausgefunden, daß dies eine neue und einbringende Erwerbsform ist — absolut die vorteilhafteste, die ich bisher erprobt. Und die idealste — Unkosten und Arbeit bis auf das Mindestmaß beschränkt. Ich habe keinen Grund, über die schlechten Zeiten zu klagen.

Im allgemeinen bin ich sehr zufrieden; es gibt nicht ein Ding, das sich nicht zu meinem Besten gewendet hätte. Man klagt darüber, daß es nicht mehr möglich ist — die Wirkungen eines Gesetzes zu überblicken, — ich muß sagen, das begreife ich nicht. Schauen Sie einmal in meine linke Westentasche hinein! einige schmutzige Millionen, die nach Kuhstall riechen, was? Das ist der Ueberschuß der Staatsanleihe an den Häuslern und Kleinbauern. Und so ist die Gesamtlage. Kein Gesetz ist so verrückt, daß ich nicht Seide dabei spänne. Selbst durch die Gesetze, die das Eigentumsrecht beschneiden sollten, verdiene ich Geld.

„Mit der Kirche habe ich immer auf gutem Fuße gestanden. Da ist ja freilich das lästige Wort, man solle alles verkaufen, was man besitzt und es den Armen geben; aber die Priester sind immer die ersten gewesen, es wegzuerklären. Sie haben mir überhaupt treu gedient — ich habe keine demütigeren Verehrer gehabt. Nun hat es allerdings den Anschein, als rückten sie etwas von mir ab. Aber ich kann es tragen; ihr Diensteifer war allmählich etwas kompromittierend für mich geworden.

„Und nun leben Sie wohl, junger Mann! Ich muß zur Stadt und einen Brottrust gründen als Stütze für die schlechten Zeiten —. Und Sie selbst werden natürlich vor Sehnsucht danach brennen, mich recht unter die Zange zu nehmen! Bitte sehr, eilen Sie nur, Tinte ist billig. Und grüßen Sie Ihre f l e i ß i g e n H ä n d e von mir!"

Er sprang in seinen Wagen und winkte zum Abschied mit seinen beiden Armstummeln. Der Messingarm des Ständers senkte den Helm über seinen Kopf hinab, das Auto sprang vorwärts — und war im nächsten Augenblick in einer Staubwolke verschwunden. Der Fröhliche Jakob stand vor seiner Hütte und guckte staunend, mit hängendem Unterkiefer.

„Zum Satan, war das ein Tempo, das der arme Teufel da anschlug," sagte er — „man sollt' glauben, das Jüngste Gericht sei ihm auf den Fersen. Ihm solltest Du meiner Treu einen Hagel nachschicken, — ehe er alles überfährt!"

DIE STUNDE DER ABLÖSUNG

Im Dorfe Oester-Vestrup ist großes Fest; Kindelbier oder Hochzeit — oder vielleicht Leichenschmaus? Nein, es findet das große, alljährliche Erntefest statt! Freilich steht die Ernte noch auf dem Felde, und niemand soll den Tag vor Abend loben. Doch das fröhliche dänische Inselvolk ist des Wetters und seines Herrgotts so gewiß; und wie es gewöhnt ist, Vorschuß auf des Lebens gute Gaben zu erheben, so feiert es auch das Erntefest jetzt, während die Nächte hell sind und der Sommer hoch. Was man hat, das hat man —.

Alle sind sie geladen, sowohl die Matadore aus dem Oberdorf wie des Unterdorfes schlichtere Bevölkerung.

Im großen Saal des Versammlungshauses ist für mehrere Hunderte gedeckt; die Tische biegen sich unter der Last der Gerichte. Es ist aber nicht entfernt Platz für alle zur gleichen Zeit, und der große Schaffner hat die Gäste in Gruppen geteilt nach ihrer Stellung in der menschlichen Gesellschaft — um Zusammenstöße zu vermeiden.

An den Tischen haben der Hardesvogt und der Pfarrer, der Kreisarzt und die übrigen Beamten der Gegend, die zwei, drei Gutsbesitzer und die Großbauern Platz genommen. Sie bilden die erste Gruppe, wie es sich gebührt, und sind alles Leute mit gewaltigen Bäuchen; aber das muß man ihnen lassen, sie füllen sie mit großem Anstand. Sie sprechen den Eßwaren tüchtig zu, lassen sich jedoch behaglich Zeit und haben überhaupt eine eigene Art, zu Tisch zu sitzen; es sieht so aus, als säßen sie dort nur aus Höflichkeit — oder vielleicht dem Vaterland zuliebe. Lange Uebung und Zucht haben dieses Ergebnis gezeitigt.

Draußen vor dem Versammlungshause treibt sich die Bevölkerung des Unterdorfes ungeduldig umher, der Küster und der Meier. Ein einzelner Büdner findet sich auch darunter — er ist mit einer Bauerntochter verheiratet.

Sie machen lange Hälse nach den Saalfenstern hin, ob die Oberdörfler nicht bald fertig seien; die kühnsten unter ihnen wagen sich hinein und tauschen spöttische Bemerkungen mit denen am Tisch.

„Ja, ja, Hans Nielsen," sagt ein Gutsbesitzer — „gib nur Zeit. Es wird auch für euch andere noch etwas übrig bleiben!" Darauf lachen sie alle, daß es im Hause dröhnt — und essen weiter mit gutem Appetit. Doch Hans Nielsen geht mürrisch wieder hinaus zu den Seinen. „Wir Bauern sind es doch, die das ganze in Gang halten!" sagt er.

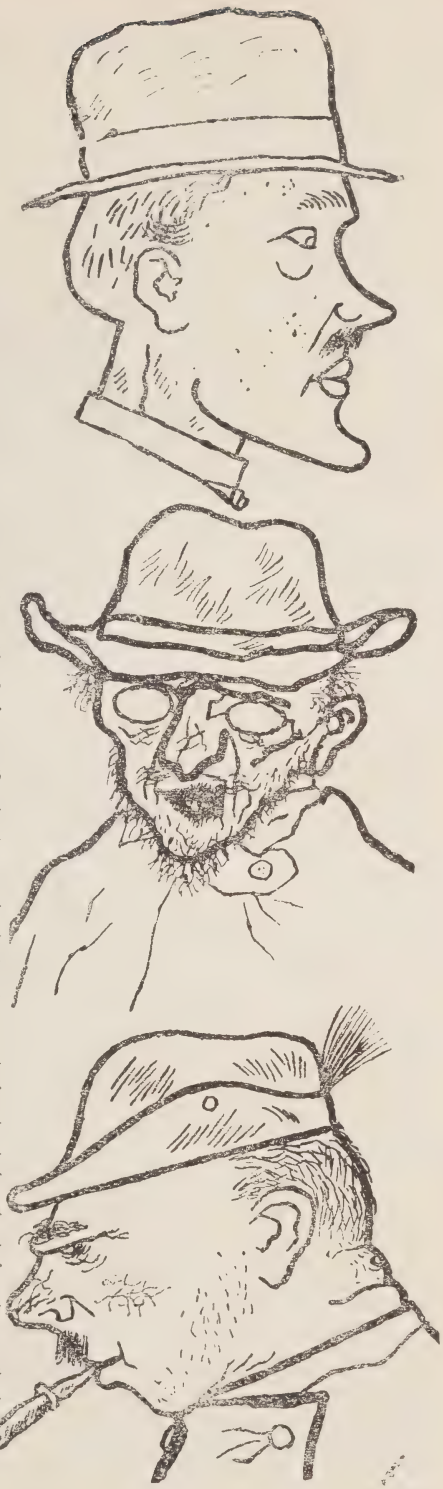
Dann warten sie weiter, plaudern von Wetter und Wind, Gott und dem König — und warten. Wie ein Menschenalter kommt die Wartezeit ihnen vor, ungeduldig wie sie sind, erpicht darauf, endlich mittun zu dürfen bei den Begebenheiten dort drinnen.

Unten am Spritzenhaus stehen die Feldarbeiter, — Häusler und Tagelöhner mit ihren Frauen — in Scharen beieinander. Sie sind eigentlich nur hier, um den anderen beim Essen zuzusehen — um sich an deren Appetit zu freuen. Sie selbst sind auch geladen — denn der große Schaffner vergißt keinen — aber erst zum zweiten Festtag und Salzfleisch. Daraus machen sich die Großen da drinnen sicher nichts, so daß sie nichts zu fürchten brauchen, sondern sich schrankenlos der Erwartung des morgigen Tages hingeben können, während sie dem Gelärm des Oberdorfes bewundernd lauschen.

Drüben auf dem Rasen am Dorfteich tanzen die Jungen des Kirchspiels. Sie sind außer sich vor Uebermut, denn sie sind ja auch geladen — zum dritten Festtag, um die Ueberreste zu verspeisen.

Drinnen an den Tischen haben sie nach und nach die Waffen gestreckt. Die Gutsbesitzer und Großbauern dehnen sich und rülpsen, der höhere Beamtenstand stochert in den Zähnen über dem Tisch nach neuester Mode und erstickt seine Aufstöße in den runden Backen, während der Blick jedes Mal einen milde verzückten Ausdruck annimmt. Keiner macht den Eindruck, als sei er sonderlich darauf versessen, das Feld zu räumen.

„Na, man muß sich wohl mal nun ein bißchen rühren," sagt endlich ein dicker Gutsbesitzer und reckt sich. „Ach Gott, wie hat man sich doch vollgeschlagen!"



„Ja, Gott allein die Ehre!" sagt der Pfarrer salbungsvoll und erhebt sich. Der Küster steht schon hinter seinem Stuhl, um ihn abzulösen.

Die Niederdorfer Leute strömen herein, noch ehe die anderen Platz machen; der Lärm des Aufbruchs braust wie Kampfgetöse hinaus und treibt die vom Felde an die Fenster. „Ach, man löst nur ab!" rufen sie aus und lächeln wie erlöst nach einem Schrecken.

Die Oberdörfler überlassen mit absichtlicher Langsamkeit den Erben ihren Platz, mit gutmütig herablassendem Spott über der anderen Eifer: „Ja, ja, nun dürft ihr auch einmal eure Kräfte erproben; dann wird es sich ja zeigen, wer am tüchtigsten war im Dienste des Vaterlandes! Es ist gar leicht, in der Opposition zu stehen und zu kritisieren; aber jetzt laßt eure Taten sehen, ihr guten Leute!" Die Ablösenden antworteten nicht, sondern begnügen sich damit, zuversichtlich zu nicken. Es sind der Worte genug gefallen, jetzt sehnen sie sich danach, zur Tat zu schreiten.

Doch erst bringt der Hardesvogt ein Hoch auf den König aus. Der beiden Ortsteile Hurraruf klingt in einem zusammen und endlich schlägt der Niederdörfer Stunde.

Die Tagelöhner sind dieser Gruppe gegenüber weniger furchtsam; sie pressen fast zudringlich die Gesichter an die Saalscheiben und bekritteln die drinnen ohne jede Scheu.

Und sieh, die Niederdörfler haben wirklich eine ganz andere Art, die Dinge anzupacken. Sie beten feierlich vor der Mahlzeit — unter Todesstille; dann ergreifen sie mit Wucht das Werkzeug und langen mit resoluter Miene zu. Sie haben nicht die vieljährige Uebung der vorhergehenden Gruppe, mit Anstand zu essen, wie sie der erlangen muß, der während des Essens aller Augen auf sich ruhen fühlt. Sie öffnen den Mund weiter, als streng genommen notwendig — darum ist es ja nicht gesagt, daß sie gieriger sind als ihre Vorgänger.

Aber es könnte wohl den Anschein haben; und merkwürdig wäre es jedenfalls nicht, wenn die dritte Gruppe sich um den nächsten Tag zu sorgen begänne. Als man drinnen sogar anfängt, den Salzfleischfässern zu Leibe zu gehen, murren sie hörbar, und die kühnsten wagen sich sogar hinein und machen ihrem Unmut in Scheltworten Luft.

„Ihr müßt euch wahrlich gedulden, ihr guten Leute," sagt Hans Nielsen, derselbe von vorhin. „Nun sind wir endlich an die Reihe gekommen, und wir sitzen gut, denn wir sitzen auf dem Unseren!" Er richtet sich etwas vom Sitze auf und schlägt sich vergnügt aufs Gesäß.

„Ja, und eure Zeit kommt ja auch einmal, wenn nicht hier, dann im Jenseits," sagt der Küster mit einer Stimme, die er dem Pfarrer abgelauscht hat. Sie lachen alle, daß es dröhnt, und sprechen mit gutem Appetit dem Salzfleisch zu. Die Feldarbeiter aber gehen murrend hinaus zu den Ihrigen.

„Wir sind es doch, die die Arbeit verrichten," sagen sie.

Draußen auf dem Rasen tanzt die lichte Jugend und spürt nichts vor lauter Freude — ist sie doch zum dritten Festtag geladen, zum Resteressen. Vielleicht läßt man ihr keine Rester übrig, aber sie freut sich dennoch; Fest ist ja Fest, mag es mit dem Essen werden wie es will.

Und dann ist ja die Zeit der warmen Tage und der hellen Nächte; alle Aecker sind üppig grün, alle Hecken sind schön. Wohl deshalb liegt die Zukunft der Jugend in einem Strahlenglanz, den nichts verdunkeln kann; darum tritt sie so unverdrossen den Tanz und läßt die Aelteren sich um das Essen schlagen.

So manches Geschlecht einer neuen Jugend ist über die Erde hingegangen wie die Verheißung einer schöneren Zeit, die sie einst erfüllen wollte; und eine herrlichere Jugend haben wir kaum je besessen als die, die jetzt über den Rasen tanzt. Vielleicht winkt die Erfüllung dieses Mal.

DER WOLF UND DIE SCHAFE

Es ist sehr lange her — lange bevor Güte und Gerechtigkeit die Herrschaft auf Erden gewonnen hatten! Es war dazumal, als der liebe Gott noch ein kleiner Knabe war, so lange ist es her! Auch damals war die Erde grün, und des Herrgotts friedliche Schafe nährten sich vom saftigen Gras der Weide und verwandelten es in gute Wolle und liebe kleine Osterlämmer. Die Erde war fruchtbar und schön, auf drei Seiten von Meer umgeben und von unergründlichem Wald auf der vierten; und alles hätte so überaus schön sein können — wenn nicht der Wolf gewesen wäre.

Am Tage hielt er sich am liebsten im dunklen Walde auf. Doch des Nachts, wenn die Schafe sich zur Ruhe gelegt hatten und im Schlafe wiederkäuten, brach er aus dem Dickkicht hervor und fiel über sie her. Und wagte sich ein Lamm in jugendlichem Uebermut bloß wenige Schritte unter die Bäume hinein, so war es unrettbar verloren.

„Der Wald gibt nichts wieder heraus!" sagten die alten Schafe und hielten sich klüglich in gebührendem Abstand. Und so kam es, daß in Wirklichkeit niemand den Wald recht kannte; die wildesten Vorstellungen von dem, was dort drinnen hauste, herrschten allenthalben. Die Tiefsinnigsten unter den Schafen beharrten darauf, daß Gott der Herr selber tief drinnen im Waldesdunkel lebe und der Lämmerwelt den Wolf auf den Hals schicke — als Strafe für deren Sünden. Nach und nach wurde dies geradezu Religion; und das Seltsamste war — es ließ sich das Leben einigermaßen darauf aufbauen.

Vom Wolfe selber wußte man nur, daß der Herrgott ihn wohl einst in der Zeitendämmerung als Hund erschaffen hatte, auf daß er Wacht über die friedlichen Schafe halte und sie beschütze. Doch eines schönen Tages hatte er Verrat an seinem Amt verübt und war zum Walde gelaufen. So war der böse Geist der Wildnis entstanden — aus einem Wesen, das eigentlich für einen guten Zweck vorgesehen war.

Eigentümlich waren dem blutigen Schafräuber ein mächtiger Bauch, in dem für das Weltall Platz zu sein schien, eine lange, spitze Aasschnauze und scharfe Krallen. Freunde besaß er nicht; selbst wenn er lachte, zeigte er seine scharfen Zähne; und ein jeder ging ihm aus dem Wege.

Vielleicht beherbergte der Wald noch andere böse Mächte; — auf des Wolfes Haupte sammelte sich indes der ganze Groll. Und so konnte es nicht ausbleiben, daß er immer größere Dimensionen anzunehmen schien. Allein der Umstand, daß er das Dunkel nicht fürchtete, sondern seine Taten unter dem Schutz der Nacht verübte, mußte ihn in den Augen ehrbarer Schafe, die selber alles scheuten, was nicht des Tageslicht ertrug, unheimlich groß erscheinen lassen. Er begnügte sich nicht nur damit, das zu zerreißen, was er gerade brauchte — wie andere Lebewesen, sondern er brach mitunter in die Herde ein und biß Tier auf Tier zu schanden.

Das Schaf ist ein gutherziges Geschöpf und kann vieles erdulden, — selbst gefressen zu werden. Aber sich zu keinerlei Nutz und Frommen totbeißen zu lassen, betrachtete man mit Recht als eine große Schmach und ein Unglück. Auf solche Weise entstand der Unterschied zwischen g u t e n Z e i t e n und s c h l e c h t e n Z e i t e n. Die guten Zeiten sind in der Lämmerwelt noch heute die, wo man nicht nur zerrissen, sondern auch gefressen wird.

So vergingen hundert Jahre — und vielleicht noch weitere hundert. Die Schafe seufzten zu Gott in ihrer Not — und ihre Gottesfürchtigkeit erhielt ihren Lohn und wurde nach und nach zu der festen Ueberzeugung, daß selbst das Schlimmste auch eine gute Seite haben kann. Weit drüben, jenseits des Waldes, lebten ganz sicher Ungeheuer — furchterregende Untiere, die schon längst das Land der Schafe überschwemmt und alles Leben zerstört hätten, wäre nicht der Wolf gewesen. Wenn man es recht bedachte, so war er ja ihr Retter; und was war wohl natürlicher, als daß sie zum Lohn für seine Nahrung sorgten?

Diese Sinnesänderung auszubeuten, war der Wolf indes nicht faul. Sein Gewerbe war an und für sich schon lohnend, aber er sehnte sich danach, es als rechtmäßig anerkannt zu sehen. Es war auf die Dauer gar nicht so vergnüglich, als ein lichtscheues Wesen zu gelten und darauf angewiesen zu sein, seine hauptsächliche Leibesnotdurft des Nachts zu befriedigen. Er hatte nichts dagegen einzuwenden, zur Abwechselung als der Erhalter alles Lebens angebetet zu werden.

Durch gegenseitiges Entgegenkommen wurde man sich dahin einig, daß der Wolf — als Entschädigung dafür, daß er die Lämmerwelt vor dem unbekannten Feind beschützte — das Recht erhalten sollte, zu jeder Zeit in der Herde Einkehr zu halten und sich auszuwählen, was er gerade brauchte. Da es bei den Schafen als eine Vermessenheit gelten mußte, Hörner zu tragen, sollten sie sich außerdem verpflichten, dem Wolfe jedes Widderlamm auszuliefern, das in der Schar geboren wurde. Bisher hatte der Wolf immer selber dafür sorgen müssen, vor allen Dingen die Widderlämmer in seine Gewalt zu bekommen.

* * *

Doch einmal begab sich das Wundersame, daß ein Widderlamm geboren wurde, welches nicht im Wolfesrachen verschwand. Die Mutter, fühlend, daß es zu etwas Großem ausersehen sei, verbarg es zwischen hohen Nesseln und verteidigte es so tapfer, daß die alten, räudigen Schafe — die der Wolf nicht fressen mochte und die sich deshalb selbst zu der Herde weisem Rat erhoben hatten — es nicht auszuliefern wagten. Von seiner frühesten Jugend an litt es an einem seltsamen Jucken an der Stirn und mußte sich beständig reiben, um sich Linderung zu verschaffen. Und unterdes wuchs es heran, wurde größer als alle anderen Schafe, auch der Kopf ward schwerer — bis eines Tages die Hörner durchbrachen.

„Ihm jucken die Hörner," sagten die alten Schafe und schlichen sich davon, und der junge Widder fand keinen Gegner, mit dem er hätte einen Kampf austragen können. So rannte er die Hörner gegen der Eichen knorrige, niederhängende Zweige; und während seiner ganzen Jugend fabulierte er davon, den Wald durchbrechen zu wollen, um zu sehen, was es auf der anderen Seite gebe. „Er läuft sich schon noch die Hörner ab," meinten die Alten. „Wartet nur, bis er erst erwachsen ist!"

Doch der junge Widder setzte sein körperliches Gedeihen nicht in Sanftmut und Fett um. Je mehr die liebe Sonne ihn beschien und die alten Schafe ihm ihre weisen Reden hielten, desto stärker schien er nur daran zu wachsen; und eines schönen Tages machte er ernst und verschwand. Er kehrte zurück mit Büscheln vom Wolfspelz an den Hörnern und schlimm zugerichtet.

Große, schicksalsschwangere Neuigkeiten brachte er mit. Drinnen im Walde hausten außer dem Wolfe selbst keinerlei Ungeheuer; und hinter dem Walde war nichts als Wasser, ein Meer genau wie hier. Man konnte das ganze Gebiet im Laufe einer guten Stunde umkreisen; all das Fürchterliche hatte der Wolf nur erfunden.

Sonderlich entzückt waren die Schafe von dieser Belehrung nun nicht. Da hatte es ihnen beständig vor der Stunde gegraut, wo der Wolf sie fressen würde, — und dennoch hatten sie es als eine Rettung betrachtet von einem noch schlimmeren Geschick; und das war im Grunde so schön gewesen. „Er nimmt uns unsere Religion," sprachen sie böse von dem jungen Widder — „er verhöhnt unsere Ideale!"

Aber wie sehr sie auch darauf herumkauten, es herunterschluckten und wiederkäuten, so blieb es doch nicht mehr beim Alten. Eine Unruhe hatte sich der Schar bemächtigt. Die Mutigsten schlossen sich dem jungen Widder an und fabelten davon, einen hohen Zaun gegen den Wald zu errichten.

Es war ein dreister Gedanke, der kühnste, der bisher in Schafhirnen entstanden war. Die alten pflichttreuen Schafe schüttelten ihre einfältigen, wolligen Köpfe — woher sollte der Wolf, das arme Geschöpf, wohl dann seine Nahrung holen? Doch der Gedanke gewann mehr und mehr Anhänger, und eines schönen Tages wurde eine große Versammlung über diese Frage einberufen. Es war das erste Mal, daß die Schafe geladen waren, um ihre eigenen Angelegenheiten zu erörtern; und sie erschienen vollzählig.

Als die Verhandlungen in vollem Gange waren, entstand große Unruhe in der Schar — der Wolf hatte sich eingefunden.

„Ich bin gekommen, um meine gesetzlichen Rechte zu verteidigen und setze voraus, daß ich freies Geleite habe," sagte er und schielte zu den Widderhörnern hinüber. „Ich bin immer ein guter Demokrat gewesen und habe nichts dagegen, daß wir die Frage durch eine Abstimmung regeln. Da ich Euch aber zu Hunderten gefressen habe, so erhebe ich Anspruch darauf, daß meine Stimme hundert Mal mehr gilt als eine der Eurigen."

Den meisten Schafen schien dies einzuleuchten. Der junge Widder protestierte, aber niemand wollte auf ihn hören. „Er ist ein Nörgler — laßt ihn laufen!" rief man — „er zerrt uns all das Alte, Schöne in den Schmutz!" Er mußte fort aus der Schar — hinweg, und zog sich bis auf die äußerste Landzunge zurück. Dort lebte er seither und graste still für sich.

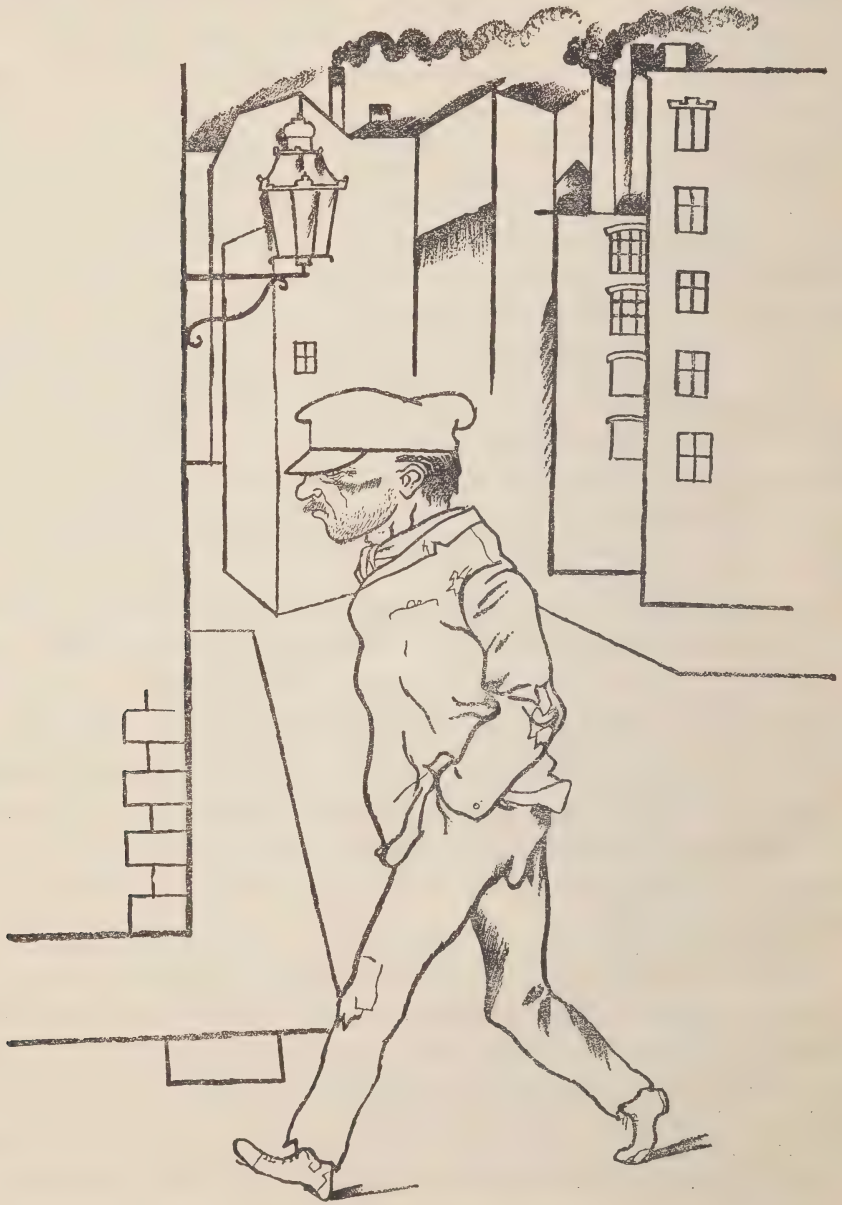
„Und nun will ich Euch einen Vorschlag machen," fuhr der Wolf fort. „Streit und Unfriede ist nicht nach unserem Sinn. Unser Herrgott hat Euch erschaffen, wie auch ich ein Geschöpf bin von seiner Hand. Betrachtet einmal das Dasein recht — alles Leben erblüht aus der Verträglichkeit. Ueberall, wo man etwas Positives erreichen will, müssen beide Parteien sich entgegenkommen. Mein Vorschlag geht dahin, daß Ihr auf der Hälfte der Strecke einen Zaun errichtet, die andere Hälfte dagegen offen laßt; auf diese Weise wird auf beide Parteien gerechte Rücksicht genommen."

Dies erschien den Schafen wohlgesprochen. Und so geschah es denn.

Nur der junge Widder war nicht zufrieden. Er ging still für sich draußen auf der kleinen Landzunge umher, und die Einsamkeit in ihm wuchs und wurde zu trotziger Kraft. Es ist nicht ratsam, ihm allzu nah zu kommen!

Tagsüber führt auch kein Weg zu ihm hinaus.

Aber es geschieht, daß die jungen Schafe ihn im Traume suchen und von seiner Kraft sich überschatten lassen. Und wie durch ein Wunder liegen dort draußen Morgen für Morgen neugeborene Widderlämmer in dem taufrischen Grase. Vorerst verspüren sie ein herrliches Jucken an der Stirn; und wenn sie eines Tages stark genug sind — —



GOTTES SOHN
UND DES TEUFELS LIEBLINGSKIND

I.

Und Gott der Herr griff mit seiner starken Hand ins Weltall und rollte seine Welt hervor aus dem Chaos und nannte sie ERDE. Er schied Wasser und Land. Und wölbte mit seinem Blick den Himmel. Und er lächelte über sein Werk, denn er sah, daß es gut war. Und aus seinem Lächeln entsprang das Licht der Welt. Er sandte das Licht auf die Wanderung rings um die Erde, und vor sich her hieß er das Licht die Finsternis jagen. Und schuf so Tag und Nacht.

Und Gott der Herr hauchte sein Werk an mit seinem Atem, und es wurde lebendig. Das Meer gebar aus seiner Tiefe lebendiges Gewimmel, und die Luft gebar: lebendige Scharen flogen über die Erde empor zur weiten Veste des Himmels. Das Licht gebar aus seinem Glanze leuchtende Wesen, die Finsternis Schatten.

Und Gott schuf auf der Erde wilde Tiere nach ihrer Art, und Vieh nach seiner Art, und kriechendes Gewürm nach seiner Art — und er sah, daß es gut war.

Gott der Herr sah, daß sein Werk fertig war und sprach: „Ich will einen Menschen schaffen nach meinem Ebenbilde, daß er an meine Stelle trete und mein Werk fortführe, denn ich bin müde." Und er schuf den Mann und sprach: „Siehe, ich habe dich nach meinem Ebenbilde geschaffen! Du sollst an meine Stelle treten, und du sollst dich daran erkennen, daß dir allein unter allen Geschöpfen die Gabe werde, aus dem Nichts zu schaffen, Licht und Finsternis nach deinem Willen. Also bist d u der Herr der Erde, und das bedeutet, daß aus deiner Hände Arbeit Segen erwachse. Sei gut und freigebig wie dein Vater, schone nie dich selbst, wohl aber die andern. Eines Jeden Los sei, Diener zu sein, und das sei sein größtes Glück. Wer aber sich selbst schont und nicht andern dienen will, den sollst du in die Wüste hinausjagen, hinweg von deinem Antlitz, das auch das meine ist. Als einen Aussätzigen mußt du ihn verjagen, daß er sich nicht vermehre und die Erde verwüste. Ich werde kommen, wenn du nicht daran denkst, um zu sehen, wie du mein Werk weiterführst; und ich werde dich an den Schwielen deiner Hände erkennen. Aber dein Gotteszeichen soll sein, daß alles gedeiht, wohin dein Fuß tritt; und deshalb gebe ich dir den Namen Proletarier, das heißt: derjenige, der nackt in die Welt tritt und durch den alles gedeiht. Und so lange deine Hände grob und hart bleiben, soll dein Herz sich jung und warm erhalten und das Herz Gottes sein." Und Gott der Herr lehnte sich zurück in die Wolken und ruhte aus.

Der Mensch nahm von der Erde Besitz und beherrschte sie durch die Arbeit seines Geistes und seiner Hände. Er grub und pflanzte, jätete und formte nach seinem

Willen, der auch Gottes Wille war. Unter seinen Füßen wuchs und gedieh es, und die Erde wurde schön und bekam den Namen Paradies, das heißt: Gottesgarten. Seine Hände wurden hart von der Arbeit, aber sein Gesicht nahm Licht von dem Lächeln Gottes, das über der Erde schwebte, und alle Geschöpfe aßen aus seinen Händen und fühlten sich wohl. Wenn er müde war von der Arbeit, grübelte er über das Wesen der Dinge nach, und fand, daß es eins war mit dem Wesen Gottes. Dieses Erkennen erfüllte ihn mit Befriedigung, und es keimte in seiner Seele. „Ich werde die Welt im kleinen wieder erschaffen," dachte er — „sie mit allen ihren Wundern aufbauen in meiner Seele und in den Seelen meiner Kinder und Kindeskindern, Und wenn Gott eines Tages kommt, zu sehen was ich geschaffen habe, soll er sein Werk unendlich vervielfältigt finden."

II.

Schön wurde die Erde und immer schöner unter dem Antlitz des Menschen. Am schönsten anzusehen aber war der Mann selbst. Seine Hände waren rauh und rissig wie die Erde, seine Stirne klar und leuchtend wie das Gewölbe des Himmels, tief in seinem Auge spielte die Unendlichkeit.

All dies sah die Schlange und grämte sich darüber. Und sie kroch auf ihrem Bauche bis zum Affen, der an den Aesten eines Baumes hing und das Tun des Mannes in ein läppisches Getue umsetzte. „Siehst du den da?" zischelte die Schlange. „Er hat nur zwei Hände und du vier; was ist er wohl anderes als ein mißlungener Affe? Und doch nennt er sich Herr der Geschöpfe."

Zum Esel sagte sie: „Du hast die längsten Ohren unter allen Wesen, o Allwissender, und dein Schreien wird weithin gehört! Solltest du nicht der Erste sein?"

Und zur Hyäne: „Du bist nicht vom Lichte abhängig wie der Mann; du lebst im Dunkel und bist doch nicht bange. Die Toten gräbst du aus der Erde aus und frißt sie; in den Bauch der Jahrhunderte versenkst du deine Schnauze. o Aasgräber, o Philosoph! Du solltest herrschen."

In dieser Weise kroch sie von Tier zu Tier und redete jedem ein, daß eben es das auserwählte Geschöpf sei. Selbst in der Laus erweckte sie den Teufel. Sie alle lehnten sich auf gegen den Mann und sein Wesen, und eines Tages gingen sie zu Gott, dem Herrn, daß er auch ihnen eine Seele einhauche. Allein der liebe Gott schlief und war nicht zu erwecken. Die Laus nützte seinen Schlaf aus, um sich in seinen Bart einzunisten. „Ich bin das auserwählte Geschöpf," sagte sie als sie sich häuslich niedergelassen hatte: „Wir und der liebe Gott! — Fortan will ich nur leben, um Gottes Wesen den Kindern der Erde zu verkünden." Und so entstand die Theologie.

Die anderen Tiere aber gingen zum Teufel und klagten ihre Not. „Der liebe Gott schläft," sagten sie — „und wir bekommen keine Seele. Kannst du uns nicht helfen?"

Der Teufel lachte hellauf. „Was wollt ihr mit Seele? über die stolpert man ja bloß. Du Esel, mit deinen Ohren, solltest ja eigentlich das Gras wachsen hören! Rühme dich dessen, und der Mann, der Einfältige, wird glauben, daß du am Quell

des Lebens sitzest und dessen Lobgesang singst. Wenn du von der Sonne der Gnade schmachtest, wird er glauben, daß du das Licht der Welt besingest. Dann kannst du mit Königen gehen, auch ohne dich in einer Löwenhaut zu verbergen. — Und du Affe, ist nicht dein Nachäffen an sich schon Seele? Fahre fort mit deinem läppischen Tun, und du wirst erreichen, daß der Mann glaubt, du lenkst und leitest sein Schaffen. — Und du, Hyäne, grab und heul' im Dunkel; verwirre den Sinn des Mannes für das Dunkle und fülle sein Dasein mit Leichen und Aesern, so daß er sich nicht rühren kann. So seid ihr einander behilflich, den Herrn der Geschöpfe in Ketten zu legen."

„Dir aber, Wolf, werd' ich eine Seele geben, die die Welt zum Erfrieren bringen soll. M e i n e e i g e n e S e e l e werd' ich dir einhauchen." Und der Teufel hob den Schwanz des Wolfs und blies seinen Hauch in seinen After. Und er blähte den Bauch des Wolfes, daß er die ganze Welt verschlingen konnte und dennoch schlaff aussehen. „Jetzt habe ich dir Seele gegeben," sagte er — „und du sollst noch größer sein als der Mann und über ihn herrschen. Was er schafft, sollst du brach legen; und wo du hintrittst, sollen Harm und Seufzer und Tränen entstehen. Unersättlichkeit soll dein Wesen sein; und Kinder sollen weinen, Frauen ihren schlaffen Brüsten fluchen, und Männer sich ihre Haare aus Wahnsinn raufen und nicht begreifen können, wo das Werk ihrer Hände geblieben ist. Dein Name sei Kapitalist, und das heißt: d e r g r o ß e B a u c h. Und du sollst das Lieblingskind des Teufels sein. Wachsen sollst du und stark werden durch die Not der anderen; und sie sollen dir fluchen, während sie dich auf Händen tragen. Diese aber sollen deine Diener sein. Der Esel soll vor Lust singen, wenn er das hohle Rollen in deinem Bauche hört. Und blind sollen sie alle dir beistehen in ihrem Drang, den Menschen lahm zu legen."

* * *

Und Jahrtausende vergingen. Sie waren für den Menschen wie eine Ewigkeit, grauenhaft zu überschauen. Für den lieben Gott aber waren sie wie ein Tag, denn er schlief. In seinem Bart hatte die Laus sich üppig eingerichtet, und verkündete das Leben in Gott, das darin besteht, s o l a u s i g a l s m ö g l i c h z u l e b e n. Aber auf Erden stritt der Sohn Gottes mit dem Lieblingskind des Teufels und mußte wie ein Sklave schuften, um Gottes Werk zu erhalten. Es war ihm nie Freude vergönnt und Ruhe, und wüst und öde blieb dennoch das Dasein; denn alles was er schuf, verschwand allsogleich im Bauche des Wolfes. Wie sehr auch der Mensch dagegen sich stemmte, und kämpfte, und stritt — immer mehr verblaßte Gottes Welt, immer tiefer sank der Mensch selbst. Seine Seufzer stiegen beständig lauter und stärker gen Himmel; und eines Tages wurden sie zu einem Notschrei so laut, daß Gott sein Haupt ein wenig erhob. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" klang es in verzweifelter Todesangst von der Erde empor. Und er erkannte die Stimme: es war die Stimme seines Sohnes. Eine andere Stimme aber, die ihm klang, als habe er sie schon einmal im Morgenrot der Zeiten gehört, erwiderte kalt und spöttisch: „Bist du Gottes Sohn, dann hilf dir selbst!"

Der liebe Gott nickte und lehnte sich wieder in die Wolken zurück; er hatte noch nicht ausgeschlafen.

III.

Es vergingen tausend Jahre und noch tausend. Und eines Tages erwachte Gott und hatte ausgeruht. „Ich will doch einmal gehen und nachsehen, wie der Mensch meinen Auftrag durchführt," dachte er, schob die dicken, wollenen Wolken beiseite und stieg zur Erde nieder.

Erfreulich war ihr Anblick nicht. Unkraut und Untier gedieh überall. Die silberklaren Flüsse des göttlichen Gartens strömten wie Kloaken durch die graue, freudlose Landschaft und trugen ihr Spülwasser dem Meere zu. Räudige Geschöpfe kamen und labten sich aus ihrem schmutzigen Inhalt. „Es sind Abfälle des großen Bauches," sagten sie während sie tranken. „Gott sei gelobt für den großen Bauch, der uns nicht verhungern läßt."

Auf den Äckern lagen Frauen und Kinder und krochen. Die waren welk und müde und hoben niemals den Blick von der Erde. „Was macht ihr Armen?" fragte der liebe Gott.

„Wir säen und ernten die Speise für den großen Bauch," antworteten sie — „und wenn er gut bei Laune ist, erlaubt er uns zuzusehen, wie er frißt. Störe uns nicht, damit er nicht böse wird!"

„Wer ist denn der große Bauch?" fragte der liebe Gott. Und er fürchtete die Antwort.

„Kennst du ihn denn nicht? Er hat einen Schweinskopf und einen Wolfsmagen — und trägt den Pelz nach außen! Von seiner Gnade leben und atmen wir alle. — O, der große Bauch ist gut!"

Der liebe Gott wanderte weiter, in die Stadt hinein. Mitten auf dem Markt saß der Affe und kassierte Steuern ein mit allen vier Händen. „Für Den großen Bauch!" rief er, und jedes Geschöpf mußte sich rupfen lassen an dem, was es hatte: Strauß und Pfau ihre Federn, Blaufuchs und Biber ihren Pelz. Sie gingen geschunden und blutend davon, auf den Lippen Dankesworte für den großen Bauch, der ihnen das Leben gelassen. Arme Frauen, die nichts anderes hatten, kamen und lieferten ihre Töchter ab. „Für den großen Bauch," sagten sie — „der uns alle leben läßt!"

Der liebe Gott schüttelte sein Haupt. Wenn das der Mann war, den er nach seinem Ebenbilde geschaffen, hatte er sich unheimlich verwandelt. „Wo ist der Herr der Geschöpfe?" fragte er. Man deutete auf den Affen, der in Ministerialkleidung steckte, mit dreieckigem Hut — und schwer verantwortungsbeladen dreinsah. Den Schwanz, der zwischen den Rockschößen hervorlugte, trug er dreifach geknotet. Der liebe Gott mußte in all der Trübsal lachen. — „Den da kenne ich! Ich habe ihn selbst erschaffen — aus einem kleinen Wind, der sich in meine Hosentasche verirrte," sagte er in einem Anfall von Galgenhumor.

Und er ging um den Mann aufzusuchen und Rechenschaft von ihm zu fordern.

Wie eine ungeheure Tretmühle, sumpfig und freudlos war Gottes Welt zu durchwandern. Und tief, tief in ihr fand er endlich den Mann. Er trampte zuinnerst in der Tretmühle und hielt das Ganze in ständigem Gang. Ein gewaltiger Riese war er geworden durch all die Zeiten hindurch; aber sein Nacken war gebeugt Und sein Körper,

der einstens geglänzt hatte von eingezogener Sonne, trug Moderflecken von Schmutz und Dürftigkeit. Das Licht der Augen war erloschen, an Händen und Füßen trug er Ketten, und auf seinem gewaltigen Nacken saß ein kleiner, grimmiger Philister und hieb mit dem Stachel in sein Fleisch. Und jedesmal stöhnte der Riese, und legte noch stärker ein.

Der liebe Gott rief ihn an mit seinem Lieblingsnamen; und als er das Wort Proletarier hörte, gerufen von Gottvaters Stimme, bäumte er sich mit jähem Ruck empor. Die Ketten fielen von ihm ab, der Philister stürzte zur Erde. „Hier bin ich, Vater!" antwortete er froh und tastete sich vorwärts.

„Du bist ja blind, mein Sohn!" sagte der liebe Gott bewegt. „Jetzt verstehe ich, daß alles so schlecht steht. Wer hat dir das Licht deiner Augen geraubt und dich in Ketten gelegt?"

„Das haben die Geschöpfe getan, die du in deinem Zorne mir zu Begleitern gegeben. Der Esel schrie mir die Ohren voll, und die Hyäne hat mir die Augen mit Leichengift verschmiert, daß ich das Licht des Himmels aus der Sicht verlor; und der Affe hat mich eingesponnen. Warum hast du deine schönsten Gaben den Tieren hingeworfen, o Vater?"

„Die Gabe des Hellsehens gab ich doch dir, mein Sohn, und die Gabe des Rückblickens auch. Und waren nicht die göttlichen Gesetze und die ewige Ordnung ein für allemal in dir niedergelegt? Ich schuf dich doch nach meinem Ebenbilde! Ich werde niemals fassen, daß sich das lärmende Langohr, der blutlose Aasgräber und der läppische Zeremonienmeister haben unterkriegen können. Eben d i e habe ich ja erschaffen, damit dir ständig die Karrikatur deiner göttlichen Eigenschaften vorschwebe."

„Die waren es wohl auch nicht, die mich unterjochten und zum Sklaven machten — aber die S e e l e, die du mir gabst."

„Die Seele, die ich dir allein von allen anderen Geschöpfen verlieh?" rief der Herrgott, zornentbrannt.

„Kann man Raubtiere und Ungeziefer mit Seele bekämpfen? oder Herzlosigkeit mit Herz? Was vermag selbst Allgüte gegen den leeren Raum? Das Herz, das du mir gabst, o Herr, und die Güte haben mich zum Sklaven gemacht! Sieh, meine Hände sind grob und hart wie nie, und mein Herz blutet noch immer warm, trotz allem, was über mich erging. Aber dein Bild habe ich trotzdem nicht vermocht zu bewahren. Ich strebte, Diener allen zu sein und nichts für mich selbst zu verlangen — und siehe, ich bin Sklave der Welt geworden! So elend bin ich geworden, daß nicht einmal der häßliche Wurm mit mir tauschen will."

„Aber warum hast du deine Ketten nicht gesprengt, zum Teufel!" rief der Herrgott und stampfte zornig den Boden.

„Vater, die Ketten zerbrechen hieße das Ganze vernichten — — konnte ich das? Die Welt, die du mir gabst, dir zu erhalten — konnte ich die zugrunde gehen lassen? Alles was mein war, ist dahin gegangen, um deine Welt zu erhalten — und keine von deinen Gaben hat mir geholfen. Selbst der Sohn, den du mir schicktest, brachte mich nur noch tiefer ins Elend und in Sklaverei. Was willst du von mir? Das Joch scheuert mich blutig, dein Ungeziefer beißt mich; und alles was ich hervorbringe, verschwindet in der großen Leere, die du selbst geschaffen. Geh' zum G r o ß e n B a u c h, und verlang' deine Welt von ihm!"

„Ihn hat der Teufel erschaffen," sagte der liebe Gott niedergeschlagen. — „Heißt er nicht Lieblingskind des Teufels? Aber jetzt bist du böse, mein Sohn, und es tut mir doppelt leid, daß du nicht vermochtest das Erbe zu verwalten, daß ich dir gab."

„Und wie sollte ich das können, wenn der, der mich schuf, mich in der Schwäche seines Alters zeugte?" sagte der Mann trotzig. „Hast du nicht selbst Läuse in deinem Bart, Gottvater?"

Da lachte der liebe Gott. „Ich merke, daß du anfängst, dein Gesicht wieder zu erhalten," sagte er. „Du hast Recht; ich war damals müde und habe es versäumt, dir den heiligen Zorn des Blutes zu geben. Wahrlich, du bist als mein Ebenbild erschaffen, daß du mich so anreden darfst! Jetzt aber wollen wir wieder die Hölle der Erde in einen Gottesgarten wandeln. Miteinander wollen wir sowohl Himmel wie Erde von Ungeziefer reinigen. —

Von diesem Tage an soll Rot deine Farbe sein!"

ENDE

HERMYNIA ZUR MÜHLEN

WAS PETERCHENS FREUNDE ERZÄHLEN

6 MÄRCHEN MIT 6 BILDERN
VON
GEORGE GROSZ

Format 24×32 cm
Preis Mark 9.—

WIELAND HERZFELDE

TRAGIGROTESKEN DER NACHT

18 TRÄUME
MIT 24 ILLUSTRATIONEN
VON
GEORGE GROSZ

Kartoniert Mark 10.—
Gebunden Mark 14.—

DER MALIK-VERLAG / BERLIN-HALENSEE

UPTON SINCLAIR

HUNDERT PROZENT

ROMAN EINES PATRIOTEN
MIT ZEHN LITHOGRAPHIEN

VON

GEORGE GROSZ

Gebunden 16.50 Mark
Geschenkausgabe in Halbpergament etc. 33.— Mark

FRANZ JUNG

DIE ROTE WOCHE

ROMAN MIT 9 ZEICHNUNGEN

VON

GEORGE GROSZ

Gebunden 7.50 Mark
Geschenkausgabe in Halbpergament etc. 15.— Mark

DER MALIK-VERLAG / BERLIN-HALENSEE

Special 85-B
NE 14435
654
G87
A54
1921
c. 2
THE GETTY CENTER